

Deutsche Allgemeine

ZEITUNG DER RUSSLANDDEUTSCHEN

Erscheint jeden Samstag in Alma-Ata, Kasachstan

26. September 1992, Nr. 39 (6667), 27. Jahrgang

Einzelverkaufspreis 3,00 Rbl., 2,00 DM

Kasachstan — Frankreich:

Zusammenarbeit wird enger werden

Hellblaue Fahnen mit dem goldgelben Emblem des souveränen Kasachstans wehen am Mittwoch in den zentralen Straßen der französischen Hauptstadt — an diesem Tag begann der Staatsbesuch des Präsidenten Kasachstans Nursultan Nasarbajew in Frankreich, die erste Visite des kasachstanischen Repräsentanten in diesem Land nach der Proklamation der Unabhängigkeit Kasachstans.

Sofort nach ihrer Ankunft in Paris begab sich die Delegation Kasachstans in das Palais de l'Elysee, wo Nursultan Nasarbajew vom Präsidenten Frankreichs Francois Mitterrand begrüßt wurde. Es fand eine Zusammenkunft der beiden Präsidenten statt, nach der die Staatsberühmter in feierlicher Atmosphäre einen Vertrag über Freundschaft, Zusammenarbeit und Einvernehmen signierten. N. Nasarbajew unterzeichnete

auch die Pariser Charta für das neue Europa.

Frankreich mißt der Entwicklung der Beziehungen mit Kasachstan große Bedeutung bei, sagte der Präsident Frankreichs in seiner Begrüßungsansprache. Wir betrachten sie als ein Beispiel internationaler Solidarität, die die Welt gegenwärtig so benötigt. Frankreich begrüßt die Anstrengungen Kasachstans, das heute den Weg tiefgreifender Umwandlungen beschritten hat, unterstrich das Staatsoberhaupt, und wünschte dem Volk dieses Landes allerlei Erfolg.

Unser Besuch in Frankreich ist von historischer Bedeutung, weil dies der erste Besuch solcher Art nach der Erlangung der Unabhängigkeit durch unser Land ist, sagte in seiner Rückansprache Nursultan Nasarbajew. Heute, betonte der Präsident,

unterschrieben wir die Pariser Charta und übernehmen somit Verpflichtungen, die sich aus der Beteiligung Kasachstans am gesamteuropäischen Prozeß ergeben.

Von gewaltiger Bedeutung für Kasachstan ist laut N. Nasarbajew auch der unterzeichnete kasachisch-französische Vertrag, der weite Perspektiven für den Ausbau der Zusammenarbeit zwischen den beiden Ländern auf sämtlichen Gebieten eröffnet. Das Staatsoberhaupt akzentuierte besonders die ökonomische Zusammenarbeit. Kasachstan, das kolossale natürliche Reichtümer besitzt, und Frankreich, das über modernste Anlagen und Technologie verfügt, können mit vereinten Kräften zur wesentlichen Hebung des Wohlstands unserer Völker beitragen, betonte er.

(KasTAG)

20 000 000 Tonnen Getreide gedroschen

Die Getreideproduzenten der Republik haben 20 000 000 Tonnen Getreide — 80 Prozent des für dieses Jahr geplanten Bruttoertrags — gedroschen.

Wir baten Viktor KOSSAREW, Minister für Landwirtschaft der Republik, dieses Ereignis zu kommentieren.

Wir haben schon 20 Millionen Tonnen Getreide eingebracht und dabei erst 70 Prozent der Felder abgeräumt; aber der Weizenstrom von den Feldern läßt nicht nach. Das gibt guten Grund für die Hoffnung, daß die Planvorhaben bei der Ernteerbringung wesentlich überfüllt werden. Aber jede Tonne Weizen fällt uns überaus schwer, vor allem infolge des ungleichmäßigen Reifens. Das so wie die Tatsache, daß die Ernte in einer kühlen Septemberzeit verläuft, bedingten die weitere Schwierigkeit. Fast sämtliches Getreide der Nordgebiete trifft nämlich in feuchtem Zustand ein. Hier ist besondere Gewandheit

beim Dreschen wie auch beim Nachbearbeiten des Weizens und der Gerste in den Silos erforderlich.

Exakt gehen in diesem Jahr auch die Ernteroller vor. Sämtliches feuchtes Getreide nehmen sie den Agrarbetriebe ohne weiteres ab und bringen es auf hohe Konditionen.

Für eine erfolgreiche Ernteerbringung wird auch auf Gebietes- und Regierungsebene viel getan. Die Agrarbetriebe haben bekommen rechtzeitig die nötigen Kredite erhalten und die materielle Absicherung der Erntekampagne gewährleistet können. Unter einer besonderen Kon-

trolle aller Instanzen steht die Versorgung mit Kraftstoff, was die Arbeit beim Erntebeginn fließern ließ. Doch dank der Herstellung enger Kontakte mit den Lieferanten und dem Bareraustausch konnte sie stabilisiert werden. So kompliziert, es auch war, gelang es dennoch, auch die Transportprobleme zu lösen, wenn auch nicht ohne Hilfe der Glieder unserer Staatengemeinschaft.

„So weitermachen!“ spornen die Getreidebauern sich selbst an. Und sie freuen sich über jeden Tag des schönen Wetters, wenn die Erntebearbeitung ununterbrochen läuft. Obwohl das Wetter sich weiterhin verschlechtern wird, hoffen wir dennoch, daß es uns gelingen wird, die reiche Ernte unversehr unter Dach und Fach zu bringen.

(KasTAG)

Vieles in unserer souveränen Republik findet jetzt zum ersten Mal statt. Aus dem Tor des Bahnbetriebswerks Akmola rollte die in Kasachstan zum ersten Mal überholte Lokomotive für einen Personenzug. So trockenkanzelmäßig lautet die Meldung über diese Aktion der Neulandeseisenbahner, der eine lange sorgfältige Vorbereitung vorangegangen ist.

Alles begann im vorigen Jahr, als die Beziehungen zwischen den Republiken der ehemaligen Sowjetunion katasarophal zerfielen. Dies bekamen auch die Kasachstan Eisenbahner zu spüren. Früher ließen sie ihre Elektroloks in den Werken von Rostow und Nowosibirsk generalüberholen, und das hatte keine Kompliziertheiten zur Folge. Doch nun wurden ihre Beziehungen merklich „kalt“. In Nowosibirsk erklärte man damals den Zellnograd Eisenbahnern: „Bis Jahresende werden wir eure Lokomotiven noch überholen, doch im nächsten Jahr verläßt euch auf uns nicht mehr.“ Auch die Preise dafür wurden rapide hochgeschraubt. Als man alle Für und Wider erwog, wurde im Bahnbetriebswerk Zellnograd beschlossen, wie die Elektroloks selbständig zu überholen. Das Reparaturwerk in Nowosibirsk wurde um Hilfe gebeten. Man brachte dieser Bitte Verständnis entgegen.

Im Bahnbetriebswerk selbst wurde ein Überholungsstab unter Leitung des Chefingenieurs Viktor Schaad gebildet.

Vieles mußte, wie man sagt, in voller Fahrt gelöst werden. Man trug Sorge um Ausrüstungen; ein Teil davon wurde im Werk von Nowosibirsk beschafft, der andere selbständig hergestellt.

Sehr gern machten sich die Bahnreparaturarbeiter an die neue Sache, darunter die Schlosser Semjon Prudnikow, Wladimir Iwastchnenko, Alfred Hoffmann, Quanysh Mujektajew, die Anstreicherin Maria Zweggart und andere. Schließlich kam die erste im Bahnbetriebswerk überholte Elektrolok vor kurzem er-



neuert auf die Strecke Akmola — Koktshetaw. Insgesamt sollen in diesem Jahr vier Elektroloks überholt werden.

Unsere Bilder: Nach ihrer Überholung hat diese Elektrolok bereits eine Fahrt gemacht; der Chefingenieur Schaad.

Alfred FUNK.

Fotos: Viktor Krieger



Beziehungen werden erweitert

Von Tag zu Tag werden die außenwirtschaftlichen Beziehungen des Gebiets Kalliningrad erweitert. Diese Region lockt die Geschäftsleute aus vielen Ländern Europas, Amerikas und Asiens heran.

Die Geschäftsleute aus den USA, geleitet von Dr. Phil. Margaret Robinson Presca, Mitglied des Direktorats der Universität Minnesota, ehrenamtliche Präsidentin der Universität Moncada, Mitglied des Aufsichtsrates der „Nordwestbank“, wurden vom Vorsitzenden des Gebietsrates der Volksdeputierten J. Semjonow empfangen.

Er erörterte mit ihnen die Möglichkeiten der wirtschaftlichen Zusammenarbeit zwischen Minnesota und dem Gebiet Kalliningrad.

Unter den Angeboten der amerikanischen Seite gibt es auch folgendes. Sie hat sich bereit erklärt, ins Gebiet Kalliningrad Gebrauchtwagen und -motorräder zu liefern, um sie der Bevölkerung zu verkaufen. Es wird auch Hilfe der Kallingrader Farmern bei der Versorgung mit landwirtschaftlicher Technik angeboten.

Die USA-Geschäftsleute besuchten auch den Stab der Baltischen Rotbannerflotte, wo sie dem Kommando das Programm der

Umschulung der Offiziere überreichten, das auch eine spätere Arbeitsvermittlung für sie vorseht.

Die Umschulung der Offiziere wäre nach Meinung der Gäste durchaus auf der Basis der Kalliningrader Seeoffiziershochschule möglich.

Während des Treffens wurden auch Fragen der Umschulung der entlassenen Offiziere für die Arbeit im Bankwesen und der Eröffnung einer Abteilung oder Filiale der „Nordwestbank“ in Kalliningrad angeschnitten und erörtert. Weniamin TEREMEZKI, Gebiet Kalliningrad

Hilfe aus Deutschland

Wir erhielten die Nachricht, daß an das Deutsche Kulturzentrum eine fällige Parteihumanitäre Hilfe aus Deutschland gekommen war. Ausgesichts des kläglichen Zustands unserer Wirtschaft erscheint diese Tatsache nicht als außergewöhnlich. Doch die schon traditionell gewordene Vorstellung von „humanitärer Hilfe“ wurde diesmal bedeutend umgewertet: die Container enthielten statt der üblichen Kondensmilch und der Gebrauchtkleidung 11 Tonnen Lehrbücher und -beihilfe sowie Organisations-technik. All das wurde vom VDA gespendet für die nachfolgende Verteilung an 11 städtische und Gebietschulen, wo Deutsch als Muttersprache gelehrt sowie erweiterter Deutschunterricht erteilt wird. Ist dies viel oder wenig?

„Ich bin der Ansicht, wir brauchen Lehrbücher, die den Sprachkenntnissen unserer Schüler mehr entsprechen, außerdem mehr geeignete Ausstattungen und Geräte“, sagte mir Nuri Kabrowa, die Lehrerin für erweiterten Deutschunterricht aus der Lenin-Schule der Stadt Issyk. Selbstverständlich sind wir dankbar auch für das Eingesandte. Wenn neue Lehrbeihilfe und -materialien gänzlich fehlen, sind die Bücher und andere Lehrmaterialien, die wir erhalten haben, eine sehr angenehme Überraschung.“

Doch besonders wichtig ist, meint sie, daß unter anderen Lehrmitteln auch Kopierapparate eingesandt wurden. Ihre Benutzung kann die schwere Lehrarbeit erleichtern. Im Deutschen Kulturzentrum wurden dreitägige Seminare unter Leitung der VDA-Vertreter Jorg Tumat und Christina Pawlowich abgehalten. Sie unterwies die Mittelschullehrer in der Methodik der Arbeit mit der vorhandenen Literatur und Organisations-technik. In der Regel leuchten die Besuche der Ausländer einige unserer Widersprüche aus, so war es auch diesmal: Wir haben unsere Art und Weise des Gastempfangs leider nicht geändert und alles sei zu ei-

nem Konflikt gekommen, wie Jorg Tumat uns verriet. Es handelt sich um folgendes. Auf Anruf aus dem Deutschen Kulturzentrum hin hatten sich die Lehrer aus allen 11 Schulen zur Verteilung der Hilfe versammelt. Aus Jemandes Mißverständnis oder Dummheit wurden sie alle in zwei Gruppen geteilt: für Deutsch als Muttersprache und für erweiterten Deutschunterricht. Dabei wurden die Schulen mit Deutsch als Muttersprache bei der Verteilung von Organisations-technik bevorzugt. Die Lehrer behaupteten einstimmig, diese Idee gehöre dem VDA, doch die Vertreter des VDA berufen sich auf das Deutsche Kulturzentrum... Das Problem wäre nur zu bedauern gewesen, wenn dabei nicht einige Fragen entstanden wären. Zum Beispiel folgende: Soll man wirklich zwei Typen von Schulen für den Deutschunterricht haben, wenn sich ihr Tätigkeitsbereich immer verengt? Warum werden die Vorbereitung und die Ausgabe einzelner Lehrbeihilfe nicht in Angriff genommen? Denn es muß ja doch noch gewisse nichtrealisierte Entwürfe geben. Diese Fragen können und müssen wir den übergeordneten Instanzen unseres Landes unterbreiten, sind wir doch Landesbürger wie alle anderen.

Und noch etwas Wichtiges. Frau Eili Dederer aus derselben Schule in Issyk meint, daß Haupt Hindernis für die Entwicklung der deutschen Kultur und Sprache sei das Fehlen des kontinuierlichen Bildungssystems in deutscher Sprache, angefangen von deutschen Kindergärten. Frau Schadt-Ostouchowa meint ebenfalls, nur solcherart könnte sich unsere Muttersprache behaupten. „Wir träumen nicht von deutschen Fach- und Hochschulen“, fügte sie hinzu, aber deutsche Kindergärten und Berufsschulen könnten ganz bestimmt geschaffen werden. Dann würde es auch das Ziel und die Mittel geben, um die Muttersprache zu beherrschen.“

Wadim WAHRMUT

Gefährliches Pflaster für deutsche Fernfahrer

Deutsche Fernfahrer, die Güter in die GUS transportieren, leben gefährlich. Wie die Nachrichtenagentur Belinform berichtet, wurde kürzlich ein aus Berlin kommender Lastzug, der Mercedes-Autos und andere wertvolle Waren geladen hatte, auf der Straße von Brest nach Moskau überfallen und beraubt.

Der Agentur zufolge spaltete sich alles wie in einem Krimi ab. Spät in der Nacht, fern von allen menschlichen Siedlungen, tauchte plötzlich am Straßenrand ein Verkehrspolizist auf, der mit dem Stab Zelchen zum Halten gab. Den Fahrern Rainer Krüger, Andreas Mante und Rainer Hetsch kam das denn doch spanisch vor. Sie beschlossen, der Aufforderung nicht zu folgen. Einen Kilometer weiter erblickten sie jedoch einen anderen Uniformierten, der den Stab hochhielt. Da die Straße gerade durch einen Wald führte, erschien ihnen die Sache nicht ganz geheuer, und sie fuhren weiter. Als aber ein roter Lada an ihnen vorbeistrich und sich quer stellte,

mußten sie doch auf die Bremsen treten. Das war ihr Verhängnis. Die zwei angeblichen Polizisten und drei weitere Personen in Zivil, alle schwer bewaffnet, sprangen aus dem Auto, zerrten die Deutschen aus dem Führerhaus, nahmen ihnen die Papiere und das Geld ab, fesselten sie, stülpten ihnen Säcke über den Kopf und schoben sie in die Schlafkabine. Danach ging es mit großer Geschwindigkeit weiter. Ab und zu hielten die Banditen und luden einen der Mercedes ab. Erst zwei Tage später, bei Bobruisk, war die Fahrt zu Ende. Als eine Welle nichts geschah, befreiten sich die drei Deutschen von den Fesseln und sahen sich um. Auf den Sitzen lagen ihre Papiere. Die Räuber aber hatten das Weiße gesucht.

Wie Belinform weiter schreibt, habe die Kriminalpolizei bereits eine Spur aufgenommen. Möglicherweise werde das Verbrechen aufgeklärt. Ob aber die Deutschen noch einmal eine Fahrt in die GUS wagen, sei fraglich. (ITAR-TASS)

In dieser Ausgabe:

Freitag, der die Theaterakademie aufgebaut hat

Kunst fordert Opfer. In Kasachstan auch viel Nerven, könnte Herr Werner Vieira Bringel dem hinzufügen. Dieser Regisseur aus Deutschland ist seit einem Jahr in Alma-Ata und hat hier die Theaterakademie „Spielstatt Alma-Ata“ gegründet

Seite 4

Alles halbgewalkt

„Sie fühlen sich von allen verlassen“, so beschreibt SPIEGEL-Korrespondent Martina Helmerich den Seelenzustand jener deutschstämmigen Neuansiedler aus den Steppen Kasachstans, die dem Ruf von Präsident Leonid Krawtschuk zum massenhaften Niederlassen auf „den besten Böden der Ukraine“ folgten

Seite 6

„Wenn ich Gott diene, muß ich ihm gehorchen“

Viktor Gräfenstein ist heute der einzige deutsche Pfarrer in der Ukraine

Seite 8

«Немецкая Газета»:

Визит Нурсултана Назарбаева в Бонн: достигнуто соглашение о небывалом сотрудничестве двух государств в областях экономики, политики и культуры;

Нурсултан Назарбаев рассмотрел блок вопросов с представителями немецкой диаспоры в Казахстане

стр. 9

Культура — надежда и утешение, без которых жизнь невозможна

стр. 10

Nachrichten aus der GUS

Moskau

Das 4. deutsche Kulturfestival „Helmat“ begann in dem von Rußlanddeutschen vor ihrer Vertreibung durch das Stalin-Regime bewohnten Gebiet an der Wolga. Die zehntägige Veranstaltung wurde in Wolgograd eröffnet und findet am 4. Oktober in Moskau mit einer Galavorstellung im Konzertsaal „Rossija“ ihren Abschluß.

Wie der Vorsitzende des Internationalen Verbands für deutsche Kultur, Heinrich Martens, ITAR-TASS informierte, wird das Festival von dem Verband, dem russischen Ministerium für Kultur und Tourismus und der Verwaltung des Gebiets Wolgograd veranstaltet. Auf dem Programm stehen unter anderem Darbietungen des Kinderensembles für Tanz und Gesang „Blumen-gruß“, der Schauspielbühne von Alma-Ata, der Folkloregruppe „Brüderlein“ aus Werchneturinsk und des aus 17 Instrumentalisten bestehenden Streichensembles der Familie Hubert. Im Rahmen des Festivals werden eine Theatertruppe aus Potsdam sowie Tanzgruppen und Klangkörper aus Nordrhein-Westfalen auftreten.

Baku

„Von der Lösung des armenisch-aserbaidshanschen Konfliktes kann nicht die Rede sein,

solange ein wirksamer Mechanismus der Feuerreinstellung nicht geschaffen ist.“ Diese Auffassung vertritt der Verteidigungsminister Aserbaidshans, Ragim Gasijew. Er äußerte sich zu den Ergebnissen seiner jüngsten Treffen mit den Amtskollegen aus Armenien und Rußland bei Sotschi. Wie Gasijew betonte, hat der armenische Verteidigungsminister erstmals die Tatsache offiziell anerkannt, daß sich armenische Streitkräfte in Nagorno Karabach aufhalten.

Duschanbe

Kelne der rivalisierenden Seiten in Tadschikistan will den Kampf aufgeben. Nach den Worten des stellvertretenden Vorsitzenden des Komitees für nationale Sicherheit der Republik Dshurabek Aminow hatte die Führung der Republik Rußland ersucht, ihr die Panzertechnik der 201. mot. Schutzdivision Rußlands zu verkaufen, die zur Verstärkung der Sicherheitsposten im Konfliktgebiet und zur anschließenden Entflechtung der sich bekämpfenden Kräfte hätte eingesetzt werden können. „Doch Rußland hat uns im letzten Moment abgesehen. Jetzt sucht die Führung der Republik nach anderen Wegen, um den Ausbruch neuer Konflikte in anderen Orten zu verhindern“, sagte Aminow.

Abonniert

„Deutsche Allgemeine“!

Liebe Leser!

In diesem Jahr ist die „Deutsche Allgemeine“ leider nicht in den GUS-Zeitungskatalog aufgenommen worden und kann daher nur in der Republik Kasachstan abonniert werden. Der Bezugspreis für ein Halbjahr beträgt 26 Rubel, zusammen mit Zustellungsausgaben aber 81,80 Rubel. Index im Katalog der Republik Kasachstan — 65414.

Für die Leser, die außerhalb Kasachstans leben und die „Deutsche Allgemeine“ trotzdem bekommen möchten, haben wir auch einen Ausweg gefunden: Sie müssen an die Redaktion 136 Rubel schicken. In diesem Fall werden Sie unsere Zeitung regelmäßig sechs Monate lang per Post erhalten.

Ф. СП-1

Министерство связи СССР

«Связьцентр»

АБОНЕМЕНТ на газету 65414

(индекс издания)

Доиче Альгемайне

на 1993 год по месяцам:

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12

Куда (почтовый индекс) (адрес)

Кому (фамилия, инициалы)

ДОСТАВЛЯЮЩАЯ КАРТОЧКА

на газету 65414

(индекс издания)

пв место ли-тер

Доиче Альгемайне

Стоимость подписки руб. коп. Количество коплек-тов 1

на 1993 год по месяцам:

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12

Куда (почтовый индекс) (адрес)

Кому (фамилия, инициалы)

Kampf um Menschenrechte: Überleben oder Macht

Gespräch mit Menschenrechtler und Vorsitzendem von „Memorial“ S. Slotnikow

Eigentlich hatte ich mir die Umstände des Treffens mit einem der Vorsitzenden der Menschenrechtsorganisation „Memorial“ etwas anders vorgestellt, z. B. in einem Büro mit lauter Plakaten im Stil von „Amnesty International“ an den Wänden und vielen Frage- und Bittstellern, die den Herrn konsultieren bzw. auf ihren persönlichen Fall oder auf den ihrer Angehörigen aufmerksam machen wollen. Dem war aber nicht so. Das einzige, was an die Arbeit eines Menschenrechtlers oder eines Menschen, der sich mit diesen Fragen beschäftigt, erinnerte, war ein dicker Ordner auf dem Schreibtisch Sergej Slotnikows, der mit Briefen und Informationschriften in Sachen „Memorial“ gefüllt war. Slotnikow ist stellvertretender Generaldirektor einer Managementschule in Alma-Ata und von dieser Funktion zur Zeit vollkommen eingekerkert; damit liegt er ganz im Trend der Zeit. Wie er selber erklärt, ist er das Kämpfen gegen eine unumkehrliche Regierung und für mehr Gerechtigkeit in diesem Staat müde. Vor allem aber ist er enttäuscht von der Perestrojka, von der er und seinesgleichen echte Veränderungen auf politischer Ebene erwartet hatten, und die, was zumindest Kasachstan und seine Regierungsmitglieder betrifft, mit einer bloßen Umbenennung von Ämtern, aber keinerlei Ausweitung von Personen endete. Seine Unzufriedenheit erstreckt sich aber nicht nur auf die hohe Politik und den ausgelebten Machtwechsel, sondern auch auf das Interesse seines Mitmenschen, die entweder um bloße Überleben kämpfen, also in die primitiven Alltagsbeschäftigungen verwickelt sind, oder aber jede Möglichkeit suchen, in dieser Situation der relativ instabilen und umstrittenen Machtverteilung möglichst selbst an die Macht zu kommen. Und dennoch: die Menschenrechtsorganisation „Memorial“ existiert, und das bereits seit

1989, eigentlich schon anderthalb Jahre länger; nur durfte sie damals nicht offiziell registriert werden, denn 1. Parteisekretär Genadi Kolbin wollte eine solche Anti-Partei-Organisation in seinem Reich gar nicht erst aufkommen lassen. Schon genug damit, daß das Basislager „Memorial“ auf Initiative des damals noch nicht lange wieder in Freiheit lebenden Andrej Sacharow in Moskau gegründet worden war. Nicht registriert heißt aber nicht untätig. Die Alma-Ataer Filiale begann Material über Menschen zu sammeln, die unter Stalin und seinen Nachfolgern wegen politischer und antisowjetischer Agitation, also nach § 58 und 59, verhaftet, in Lager verschickt worden und dort für immer verschwunden waren oder aber von dort nach nahezu 20 Jahren Haftzeit als kranke, gebrochene Menschen entlassen worden waren und heute unter uns leben, besser gesagt, ihr Leben mit einer kleinen Rente und großen körperlichen Beschwerden fristen. Die Zahl derer, die in diesem Staat müde sind, beträgt ungefähr 1 000. Das ist für eine Millionenstadt wie die Hauptstadt Kasachstans nicht viel, so Slotnikow. Jedoch zuviel, wenn es darum geht, diese Menschen mit Hilfsmitteln zu versorgen. „Ich habe mich mit Bitten um eine finanzielle Unterstützung überall hingewandt, aber einfach so gibt keiner etwas; abgesehen davon ist den Leuten zur Zeit nicht danach. Ich selber habe einsehen müssen, daß eine starke Wirtschaft in einem Land die Grundlage für Menschlichkeit ist. Leider treten in der heutigen Zeit die allgemeinen menschlichen Werte in den Hintergrund, gerade jetzt, wo wir sie so dringend bräuchten.“ Seit Sergej Slotnikow die Hauptenergie in seine Managementschule steckt, hat er für „Memorial“ zwar kaum noch Zeit, jedoch kann er diese Alma-Ataer Menschenrechtsorganisation nun

finanziell stärken. Die momentane allgemeine Krisensituation in den GUS-Staaten läßt nicht nur viele der moralischen und ethischen Werte der Menschheit vergessen, sondern, und das ist die Sorge Nr. 1, dieses Menschenrechtlers, auch die Greuelen Stalins verblasen und einen Neostalinismus emporkommen. Und genau hier liegt eines der wichtigsten Aufgabenfelder „Memorial“: Aufklärungsarbeit unter der Bevölkerung leisten. „In unserer Presse wurde das Thema ‚Stalinzeit‘ in einer Art Informationskampagne für einige Zeit behandelt, dann war die Sache abgetan. Soviel ich weiß, wird das Thema ‚Faschismus und Hitler‘ in den Zeitungen Deutschlands ständig erörtert und nicht wie eine einmalige Schlagzeilenbeherrschende Sensation behandelt. Unter anderem lebt der Stalinismus in Folge dessen wieder, und es gibt genug Leute, die heute behaupten, daß früher alles besser gewesen sei“, erklärt Slotnikow bekümmert. Ein Meeting, verbunden mit einer Ausstellung anlässlich des 50. Jahrestages des Ribbentrop-Molotow-Pakts, organisierte „Memorial“ vor zwei Jahren. Übrigens war der Anlaß für die offizielle Gründung und Registrierung dieser Menschenrechtsorganisation die Veröffentlichung des Romans Wladimir Uspenskis „Tajny sowjetnik woshlja“ im Jahre 1989 in der Literaturzeitschrift „Prostor“, in dem der Autor in einer weitgehend geschichtsverfälschenden Sicht die Verbrechen Stalins beurteilt und vor allem die Schuld des Diktators auf eine historisch nicht belegte Figur überträgt. Im Rahmen der Diskussionen um diesen Roman im Alma-Ataer Haus der Schriftsteller konnten die Menschenrechtler die Registrierung ihrer Organisation bei den staatlichen Behörden am Ort durchdrücken. „Die heutige Aufgliederung der Organisation in „Memorial“ und „Edilet“ (kas. „Gerechtigkeit“) erfolgte nach einer Konferenz im März 1990, als sich einige Mitglieder unter der Leitung des vor einigen Tagen tödlich verunglückten

Sandshar Dshandosow für eine partei- und regierungskonforme Tendenz aussprachen, die andere Seite aber klar gegen das Regime auftrat. „Edilet“ betreibt hauptsächlich Archivarbeit und historische Untersuchungen, während „Memorial“ grundsätzlich mehr konkrete Menschenrechtsverletzungen zu bekämpfen sucht“, erläutert der Vorsitzende. Wenn ich auch etwas verwundert darüber war, daß es im Büro Sergej Slotnikows argstill war, heißt das nicht, daß das Betätigungsgebiet „Memorial“ nicht gefragt sei. So wandte sich vor einiger Zeit eine Gruppe Historiker aus Österreich, die im Rahmen eines Projekts des österreichischen Wissenschaftsministeriums eine Nachforschung über das Schicksal der in der UdSSR lebenden Österreicher durchführt, an „Memorial“ in Alma-Ata. Diese Wissenschaftler hatten bereits im Archiv des auswärtigen Amtes in Bonn, im Staatsarchiv in Wien und im Parteiarchiv des Instituts für Marxismus-Leninismus in Moskau geforscht, jedoch nur über ein Viertel der Österreicher in der UdSSR Auskunft erhalten. Um für die Geschichtsforscher auch Kasachstan nach Österreichern abzusuchen, veröffentlichte „Memorial“ Informationsmaterial über diese Suchaktion in der hiesigen Presse und Antworten in Form von Briefen mit ausführlichen Lebensläufen von ehemaligen österreichischen Staatsbürgern trafen in der Baisakow-Str. 300 reichlich ein – eben der Str. 300 Briefe in dem bereits erwähnten Ordner auf Slotnikows Schreibtisch. So schreibt Agripina Josefowna Horvat aus der Alta-Region: „...Mein Vater Josef Stephanowitsch Horvat war Österreicher und kam in die Sowjetunion; wann, weiß ich nicht, ich weiß nur, daß er ein Gefangener war. Er lebte mit der Mutter und uns zusammen bis zum Juni 1936, genau kann ich es nicht sagen; in den 20er Jahren hatte man ihn verhaftet, und er befand sich 10 Jahre lang im Lager. Wir erhielten von ihm Briefe...“ Aus den USA kam vor kurzem der Vorschlag der Zusammenarbeit von dem Physiker und Menschenrechtler Valeri Tschalze, der 1969 gemeinsam mit Andrej Sacharow gegen Menschenrechtsverletzung in der UdSSR protestiert hatte und heute der Chefredakteur der Zeitschrift „Zentrum Asien-Monitor“ in Vermont ist. Innerhalb der GUS-Staaten existieren 150 Memorial-Filialen, die sich in

speziellen Fällen kontaktieren. In Tadschikistan und Turkmenistan gibt es übrigens keine Niederlassungen, die dortigen Regierungen verbieten die Gründung einer solchen Organisation; in Usbekistan ist „Memorial Taschkent“, laut Slotnikow, zur Zeit hauptsächlich mit der Umsiedlung der Russen nach Rußland beschäftigt. Da es auch in Kasachstan Schwierigkeiten gegeben hat, weil offensichtlich einige Personen mit Aufkommen einer solchen geschichtsaufdeckenden Organisation ihren Thron haben schwanken sehen, will ich von meinem Gegenüber wissen, ob der KGB die Arbeit von „Memorial“ beträchtlich behindert. „Ich persönlich kann mich bis auf gewisse Kleinigkeiten über den KGB nicht beklagen. Allerdings hatten wir ganz zu Anfang tatsächlich einige Unannehmlichkeiten. Am Jahrestag der Dezemberereignisse auf dem Neuen Platz waren „Memorial“ und „Sheltoksan“ gemeinsam bei einem Meeting aufgetreten und hatten die Rehabilitation und Freilassung der Menschen gefordert, die im Zuge der Auseinandersetzungen im Jahre '86 verhaftet worden waren. Obwohl wir sonst keine Berührungspunkte mit „Sheltoksan“ haben, hatte jemand nach dem Auftritt in der Stadt das Gerücht verbreitet, daß auch „Memorial“ eine nationalistische Gruppierung sei. Eine solche Verfälschung der Tatsachen und der Versuch, die Menschen gegeneinander aufzuhetzen, ist die typische Arbeitsweise des KGB und daher nehme ich an, daß dieser Prestigeverlust anfangs auf die Tätigkeit unserer Geheimpolizei zurückzuführen ist.“ Die jetzige bezüglich KGB störungsfreie Zeit „Memorial“ hängt vielleicht auch mit den bis fast auf den Nullpunkt gefahrenen Aktivitäten zusammen.

Welche persönlichen Gründe haben Sergej Slotnikow damals veranlaßt, sich um politische und historische Aufklärung in Kasachstan zu kümmern? „Schon als 15-jähriger hörte ich regelmäßig die Deutsche Welle, BBC und Radio Swoboda, auch hatte ich „Archipel Gulag“ von Solshenizyn gelesen, und wußte, daß große Verbrechen an der Menschheit hier bei uns geheimgehalten wurden. Ich habe das System nie geliebt, und bei allen Problemen, die wir zur Zeit in unserem Land zu bewältigen haben, bin ich dennoch der Auffassung, daß es jetzt besser ist.“

Sylvia GRESSLER

Ein steinreiches Kasachstan

Eine Volksweisheit besagt, daß gestohlene Steine eher negative Eigenschaften aufweisen, gekauft erst nach vielen Jahren zu einem Talisman werden, und nur die Steine, die einem geschenkt oder durch Erbschaft weitergegeben wurden, echte Glücksbringer seien. Auch spricht man Steinen Heilkräfte zu, auf die man sich besonders im Zuge der sich täglich verschlechternden medizinischen Versorgung im Lande wieder besinnt. So soll laut Schriftstellern aus der Antike der fleischfarbene Karneol den Menschen vor Strenghalten und Zwist bewahren, bei Frauen für eine regelmäßige Menstruation sorgen, bei Nervenleiden und anderen neurologischen Krankheiten lindernd wirken, die Zähne kräftigen und vor allem den Menschen vor böser Hexerei und Blitzen schützen. Die Kasachen, die diesen Stein ganz besonders schätzen, empfahlen ihn früher ihren Kämpfern zum Schutz vor einem Sturz vom Pferd. Heute bewahrt er die Unbeforderten vor anderen Stürzen in die Tiefe so von dem Steg in den Bach, vom Sims beim Fensterputzen in den Hof und von dem schmerzlichen Sturz auf Karriereleiter abwärts. Man findet sogar in Büchern die Behauptung, daß die Frauen im Osten einen Karneol während der Entbindung in den Mund rätmen. Gegenüber all diesen Ratschlägen und Volkslegenden ist Valentina Iswerowa sehr skeptisch eingestellt. Sie, die Geologin und leitende Angestellte des Reklame- und Geologiezentrums GPP „Kasmineral“ und des daran angegliederten Geschäfts „Asyltas“ (kas. bunter Stein), sieht in den vorwiegend Halbedelsteinen eine Ware, die sich zur Zeit gut und an die Ausländer sehr gut verkaufen läßt. „Früher hat keiner solchen Steinen wie Achaten, Lasuriten, Nephriten besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Die Leute bei uns liebten Gold, Diamanten Brillanten und Smaragde und trugen diese als Schmuck. Erst in letzter Zeit wurde die Schönheit anderer Mineralien entdeckt. „Und den Wert dieser Steine zu propagieren ist eine unserer Aufgaben bei „Kasmineral“, erklärt Frau Iswerowa.

In Kasachstan steigt die Popularität der bunten Steine mittlerweile. Zur Zeit trägt zwar der größte Teil der weiblichen Bevölkerung immer noch hauptsächlich Gold am Ohr und an den Fingern, aber im Geschäft „Asyltas“ in der Kalininstraße drängen sich vor allem junge Käufer, die Geschmack an den steinigen Werken gefunden haben. Jedoch für viele scheint der Glaube an die Heilkraft der Steine bei ihrer Wahl ausschlaggebend zu sein. So hört man ständig Fragen wie folgende: „Wogegen hilft dieser grüne Stein?“ „Es ist Jade, sie heilt angeblich Nierenleiden, so sagt man zumindest“, gibt Frau Iswerowa bereitwillig zur Antwort.

Die Schmucksteine, zum größten Teil in sehr einfachen Fassungen aus Melchior, werden gegen Rubel verkauft. Ein Paar Ohrhinge und ein Ring kosten je nach Stein so um die 1 000 bis 2 000 Rubel. Besonders reißenden Absatz fanden die Schmuckstücke bei Ausländern, berichtet sie, diese kaufen häufig alles, was gerade im Geschäft liegt, auf einmal auf. Bei ihnen zu Hause seien allein die Steine ohne die handgearbeiteten Fassungen um ein Vielfaches teurer. Japanische Käufer erklärten, daß man in Japan viel kleinere Broschen und Kettenanhänger liebt; so kauften sie die Stücke hier auf, arbeiteten sie in Japan um und brachten sie dort für Yen auf den Markt. Ein gutes Geschäft. Ein Australier hatte vor einigen Wochen ein paar recht unansehnliche Steinchen im Geschäft gekauft, etwas später hielt die Angestellten des Geschäfts ein Päckchen aus Australien mit einem wunderschönen Schmuckstück, daß sie nur mit Mühe als das bei ihnen gekaufte Steinchen identifizieren konnten. Der Mann hatte die Steinchen mit teuren Apparaten bearbeitet. Hier trifft man wieder auf das alte Problem: keine Technik vorhanden – weder für eine saubere Gewinnung noch für eine kunstvolle Bearbeitung. Man ist gezwungen, Rohlinge aus Ausland zu verkaufen, für die man natürlich nur einen weit niedrigeren Preis erzielen kann. Das Interesse an den Steinen sei von ausländischer Seite sehr groß, erklärt die Geologin. Vorschläge für ein Joint-venture-Unternehmen kämen oft genug in das Unternehmen in Alma-Ata. Man hofft auch auf Werkbänke zur Steinbearbeitung aus Holland und England, der Vertrag unterzeichnet, die Werkbänke lassen jedoch auf sich warten.

Im Keller unter dem Mineralogiemuseum mit Verkaufsausstellung, das zur Zeit umgebaut und erweitert wird, treffe ich Juri Rakow an. Er ist Rentner und hat sein Leben lang ebenfalls als Geologe gearbeitet. Er ist der einzige Meister zur Zeit, die anderen haben vor einigen Wochen gekündigt; der Verdienst war zu niedrig. Er zeigt die sich in katastrophalem Zustand befindenden Steinschneidemaschine, Schleifscheibe und Poliermaschine. Daß die in der Vitrine eine Etage höher liegenden Schmuckstücke unter diesen Umständen überhaupt entstehen konnten, grenzt an ein Wunder. Die Rettung dieses Reklame- und Geologiezentrums erhofft man sich von der Umstrukturierung des Geschäfts und der Erweiterung der Verkaufsräume: So sollen demnächst alle kleinen Organisationen, die sich mit der Gewinnung von Halbedelsteinen in Kasachstan beschäftigen, in „Asyltas“ durch Exponate und mit sämtlichen Koordinaten vertreten sein. Hier kann der Käufer dann eine Anfrage oder einen Auftrag aufgeben und Verträge mit der gewünschten Organisation durch die Hauptstelle in Alma-Ata abschließen. Eigentlich kann dieses Vorhaben doch nur gut gehen – bei so vielen glückbringenden Steinen in den Vitrinen.

Sylvia GRESSLER

Wie bekannt, fand dieser Tag in Alma-Ata die internationale Handelsmesse „Karkara 92“ statt. Am Programm der Ausstellung „Inter-Azia 92“ beteiligten sich zwei Firmen aus der Bundesrepublik Deutschland – die AESCULAP AG aus Tuttlingen und die Wella aus Darmstadt.

Die Firma AESCULAP ist heute ein weltweit bekannter und anerkannter Hersteller von chirurgischen Medizininstrumenten. Im vorigen Jahrhundert von Gottfried Jetter gegründet, ist sie heute zu einem Großunternehmen geworden. Gegenwärtig ist das AESCULAP-Instrumentarium in aller Welt zu einem Begriff der operativen Medizin geworden. Ob in der Bundesrepublik Deutschland oder einem anderen europäischen Land, ob in Nah- oder Fernost, in Nord- oder Südamerika – überall sind die Ergebnisse dieser Firma ein Begriff für bewährte Qualität und technisch machbares Optimum. Der AESCULAP-Gesamtkatalog weist heute nicht weniger als

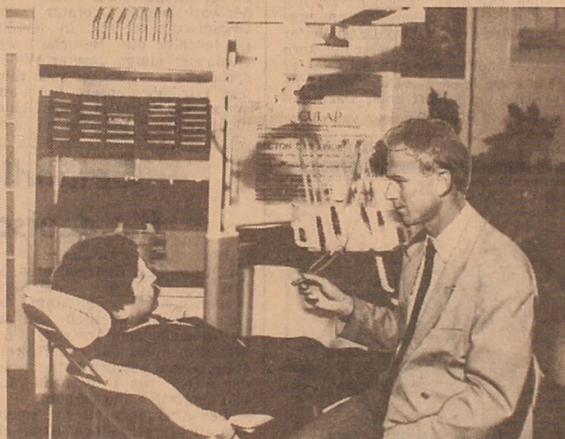
17 000 Artikelnummern auf. Hinter jeder einzelnen steht handwerkliche Leistung und technisch-wissenschaftliches Know-how. Dabei muß betont werden, daß bis 20 Prozent des Jahresumsatzes der Firma mit Erzeugnissen gemacht werden, die vier oder fünf Jahre zuvor noch in keinem AESCULAP-Katalog zu finden waren. Bei AESCULAP hat Fortschritt in allen Zeiten seit der Gründung Tradition. Diese Maxime hat die Firma zu einem international geschätzten Partner werden lassen.

Die Wella und ihre Tochterfirma Welonda erzeugen etwas ganz anderes, aber ihre Waren sind auch sehr populär – verschiedene kosmetische Hilfsmittel für Haar und Haut sowie technische Ausrüstungen und Möbel für Frisiersalons. Die Firma ist im Jahre 1880 von Franz Stroher gegründet worden und ist heute in 110 Ländern der Welt vertreten. Die Wella ist gegenwärtig einer der führenden Erzeuger von Kosmetika in der Welt. In diesem Unter-

nehmen sind fast 15 000 Mitarbeiter beschäftigt; der gesamte Kapitalumsatz der Wella beträgt jährlich 2,7 Milliarden DM.

„Wir beginnen erst jetzt, den Markt der GUS-Länder zu erschließen“, sagte Veronika Hellming, Vertreterin der Firma und Leiterin des Büros in Moskau. „Im Oktober vorigen Jahres haben wir unsere Vertretung in Moskau eröffnet und schon viele Kunden in Rußland erworben. Mit Elan beteiligen wir uns an der Karkara-Messe und hoffen, daß die Kasachstan-Friseure schon bald unsere ständigen Kunden sein werden. Wir sind daran sehr interessiert.“

Polat KARIMOW
Auf den Bildern:
Stomatologische Geräte der Firma AESCULAP;
Frau Veronika Hellming demonstriert ihr Können.
Fotos: Wladimir Kolomyzew



Parteitag der KP Kasachstans abgehalten

Ein Parteitag der Kommunistischen Partei Kasachstans, dem die Delegierten die Ordnungsnr. 20 gaben, womit die Kontinuität zu der früheren Parteiunterstützung werden sollte, ist in Alma-Ata abgehalten worden. Die Delegierten repräsentierten alle Nationen und Völkerschaften aus allen Gebieten der Republik. Ihr Durchschnittsalter ge-

genüber dem vorangegangenen Forum war beträchtlich niedriger.

Der Parteitag diskutierte zu dem Rechenschaftsbericht des ZK, bestätigte die Korrekturen zum Statut der Partei und eine Programmklärung. Die Delegierten bekundeten ihre Einstellung zu dem Entwurf der neuen

Verfassung der Republik, der gegenwärtig erörtert wird. Ihre Auffassung nach müssen ihre einzelnen Bestimmungen, die die Interessen der multilateralen Bevölkerung von Kasachstan betreffen, im Ergebnis eines Referendums der Bevölkerung der Republik formuliert werden.

ITAR-TASS

ПРОВЕРЬТЕ ПРАВИЛЬНОСТЬ ОФОРМЛЕНИЯ АБОНЕМЕНТА

На абонементе должен быть проставлен оттиск кассовой машины.

При оформлении подписки (переадресовки) без кассовой машины на абонементе проставляется оттиск календарного штемпеля отделения связи. В этом случае абонемент выдается подписчику с квитанцией об оплате стоимости подписки (переадресовки).

Для оформления подписки на газету или журнал, а также для переадресования издания бланк абонемента с доставочной карточкой заполняется подписчиком чернилами разборчиво, без сокращений в соответствии с условиями, изложенными в каталогах «Союзпечати».

Заполнение месячных клеток при переадресовании издания, а также клетки «ПВ — МЕСТО» производится работниками предприятий связи и «Союзпечати».

Abonniert „Deutsche Allgemeine“!

„Ausländer brauchen Freunde — wir auch“

Der Sport fördert die Integration in Deutschland

„Die Bedeutung des Sportes bei der Eingliederung von Menschen, die in unser Land kommen, kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden“, erklärte Rudolf Seiters, der in Deutschland für den Sport zuständige Bundesminister in einem INP-Interview. „Der Sport spricht alle Sprachen und kann Schwellen, die in anderen Gesellschaftsbereichen bestehen, abbauen helfen. Die Freude am Sport vereint und vermittelt ein wenig Geborgenheit. Der Sport in Deutschland hat in der Vergangenheit oft unter Beweis gestellt, daß er die Eingliederung von Ausländern beschleunigen kann.“

Mit Werbeaktionen wie „Im Verein ist Sport am schönsten“, die auch deutschen Ausiedlern aus Osteuropa das Einleben in der Bundesrepublik erleichtern sollen, und Aufforderungen wie „Doppelpass mit All“, die zu einer schnelleren Integration von Ausländern in Deutschland beitragen können, wird der Deutsche Sportbund (DSB) seiner gesellschaftspolitischen Verantwortung gerecht. Der DSB hatte kürzlich erklärt: „Fremdenhaß, Rechtsradikalismus, Rassismus und Intoleranz haben im vereinigten Deutschland keine Chance.“

„Ausländer brauchen Freunde — wir auch!“ stellte Cornelia Schmalz-Jacobsen, die Ausländerbeauftragte der deutschen Bundesregierung, fest. Einige namhafte Sportvereine, zum Beispiel Borussia Dortmund in der Fußball-Bundesliga und der SC Leipzig in der Handball-Bundesliga, gewähren ausländischen Mitbürgern freien Eintritt zu ihren Meisterschaftsspielen unter dem Motto „Ausländer rein!“ Die Handballspieler des SC Göttingen tragen die Aufschrift „Ausländer sind Mitbürger“ auf ihren Trikots. In der Volkswagen-Stadt Wolfsburg läuft das Projekt „Sport baut Brücken“. Und der Landessportbund Niedersachsen unterstützt die Vereine bei einer Aktion „Ohne Fremde sind wir allein!“

Mit dem Leitsatz „Wir sind alle Ausländer — fast überall!“ wurden ein Aktionstag und viele Einzelveranstaltungen in Nordrhein-Westfalen organisiert — Schirmherr war der Ministerpräsident dieses bevölkerungsreich-

sten Bundeslandes, Johannes Rau. Mit Recht können deutsche Sportvereine und -verbände darauf hinweisen, daß sie schon seit langem die Annäherung zwischen Ausländern und Deutschen durch sportliche Angebote fördern. Dabei lassen sie sich von Gastfreundschaft und Toleranz leiten.

Weltbekannte Sportler wie Steffi Graf, die Tennisspielerin, und Lothar Matthäus, Mannschaftskapitän der deutschen Fußball-Weltmeisterei, engagieren sich bei einer Kampagne gegen Doping und Drogenmißbrauch. Dazu befragt, sagte der deutsche Innenminister Seiters: „Von einem staatlichen Doping-Gesetz halte ich nichts. Ich bin der Meinung, daß wir mit den Anti-Doping-Konzepten des Deutschen Sportbundes einen dopingfreien Sport bekommen können. Der Kampf gegen Doping fällt in die Verantwortung des freien Sportes. Wichtig ist, daß bekannte Sportler, die eine Vorbildfunktion haben, sich aktiv im Kampf gegen Doping engagieren.“ (m. n.)

Deutsche Allgemeine

Zeitung der Rußlanddeutschen

Chefredakteur: Dr. Konstantin Ehrlich
Stellvertreter: Jakob Gerner, Erik Chwatal (Chef vom Dienst).

Politik, Wirtschaft und Soziales: Sylvia Greßler; Außenpolitik: Heinrich Brockziffer; Nachrichten: Polat Karimow; Kultur: Heinrich Auras; Literatur: Viktor Heinz; Welt und Glauben, Jugend und Gesellschaft: Igor Trutanov; Briefe, Umwelt und Gesundheit: Alexander Haas; DAZ-chen, Frau und Familie: Angelina Richter; Russische Beilage: Woldemar Stürz, Rafael Sokolowski; die zwölfte Seite: Alexander Dorsch; Eigenkorrespondenten: Leonid Bill, Alexander Reisch, Adam Wotschek, Konstantin Zaiser; Chefredakteur: Eugen Hildebrand; Korrektoren: Ella Jäger, Svetlana Samenka, Helene Taber, Ljubow Haas.

Die Redaktion behält sich das Recht der auszugsweisen Wiedergabe von Zuschriften vor. Veröffentlichungen müssen nicht mit der Meinung der Redaktion übereinstimmen, Manuskripte werden nicht rezensiert und nicht zurückgesandt.

IN—Press

Sarajevo steht für das Ende einer Epoche

Wenige Tage vor dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges hatte der damalige britische Außenminister Sir Edward Grey in dosterer Stimmung gesagt: „Überall in Europa gehen jetzt die Lichter aus.“ Es war eine Londoner Zeitung, die jetzt an diesen Ausspruch erinnert. Nicht, weil der Ausbruch des 3. Weltkrieges bevorsteht, sondern weil sich das Gefühl ausbreitet, daß wieder einmal eine Epoche zu Ende geht. Mit dem Attentat auf den österreichischen Thronfolger war 1914 in Sarajevo endgültig eine Epoche zu Grabe getragen worden, in der es für die Dauer einer Generation so etwas wie eine europäische Kulturturnation gegeben hatte.

Und wieder ist es Sarajevo, wo eine Ära ihr Ende findet. Auch wie die neue aussieht, läßt sich im Nebel der Geschichte schon erkennen: Sie wird sehr viel Ähnlichkeit mit der Zeit vor 1914 und 1939 haben. Der Nationalismus und der Egoismus der Nationalstaaten, die beide nach dem Zweiten Weltkrieg in den westlichen Staaten tabuisiert und im Moskauer Imperium unterdrückt wurden, feiern wieder traurige Urstände. Viele wollen es noch nicht wahrhaben und klammern sich an internationale Organisationen wie die EG und die UNO. Sind diese aus den Erfahrungen des Zweiten Weltkrieges entstandenen Institutionen aber wirklich Hoffnungsträger einer neuen Zeit?

Im Augenblick erinnert alles mehr an die Vergangenheit, an das Schicksal des Völkerbundes, der am Machtwillen Hitlers und Mussolinis zerbrach; an München 1938, bei dem die Westmächte Hitlers Machtanspruch zu befriedigen versuchten. Die UNO ist weder in der Lage, die Serben durch wirksame Sanktionen zu Schach zu halten noch die Bosnier zu schützen. Frankreich und England haben im Grunde immer noch Verständnis für den großserbischen Nationalismus und ma-

chen es den Bosniern und Kroaten heute wie den Tschechen 1938 fast zum Vorwurf, daß sie dem Angreifer nicht in Verhandlungen durch territoriale Zugeständnisse entgegenkommen. Es ist aber wahrscheinlich eine Illusion zu glauben, daß damit Serbiens Macht- und Landhunger gestillt wäre. Das nächste Ziel der „ethnischen Säuberung“ — ein neuer Begriff für das Wörtebuch des Unmenschen — wird der Kosovo sein.

Das Sudetenland und die Judenverfolgung waren damals keine strategischen Ziele für die Westmächte, die ein militärisches Eingreifen gerechtfertigt hätten. Die Grenzziehung zwischen Serben, Bosniern und Kroaten und der Völkermord an den bosnischen Moslems sind heute nach der gleichen Logik kein Grund zum Eingreifen. Unmittelbare Interessen der Westmächte stehen nicht auf dem Spiel. Der Wunsch, den Konflikt zu lokalisieren, in der Hoffnung, daß er von selber ausbrennt, ist aber wahrscheinlich unerfüllbar. Dafür werden die Serben sorgen, wenn sie nicht gestoppt werden.

Die Achtung vor den Menschen- und Völkerrechten als Grundlage des Friedens und der internationalen Ordnung war eine der Hauptthesen aus dem Zweiten Weltkrieg. Die UNO sollte über ihre Einhaltung wachen. Sie konnte es nicht; die Menschen- und Völkerrechte sind oft genug in den letzten 50 Jahren verletzt worden. Sie werden auch jetzt ständig verletzt, nicht nur in Jugoslawien, sondern auch in Somalia, in Afghanistan, in Kambodscha.

Warum also plötzlich die Aufregung? Weil Jugoslawien zu Europa gehört. Weil wir uns vor dem Flüchtlingsstrom fürchten und wissen, daß ungestraftes Morden vor unserer Haustür das europäische Rechts- und Wertesystem ungläubwürdig macht sowie die Unfähigkeit Europas zu gemeinsamem außen-

politischem Handeln enthüllt. Zwar sind sich die Regierungen im Augenblick darüber einig, nichts zu tun, hinter vorgehaltener Hand wird aber in Paris, Rom, London und Bonn heftig darüber diskutiert, wer schuld am Krieg in Jugoslawien ist. Bei den anderen ist es das vereinigte Deutschland, das nach mehr Einfluß trachte und durch die schnelle Anerkennung der Teilrepubliken die Serben erst zu ihrer Aggression ermuntert habe. Zwar war die Aggression zu diesem Zeitpunkt schon im Gange, aber nativ war die Vorstellung schon, daß allein die Anerkennung vor Angriffen schützt. Trotz der erregten öffentlichen Debatte und verfassungsrechtlicher Scheingefechte sind die Parteien der Bundesrepublik aber nicht zu militärischer Hilfe bereit. Sie möchten diese lieber den anderen überlassen. Ebenso nativ ist die insbesondere von der SPD kultivierte Vorstellung, die UNO könne sich gerade jetzt in eine Weltregierung und Weltpolizei verwandeln, die aus eigener Machtvollkommenheit, und dann auch mit deutschen Kontingenten Frieden in der Welt stiften kann. Wie in aller Welt soll dieses Wunder zustande kommen? Wo soll die UNO das Geld — sie hat nur Schulden — und die Soldaten hernehmen? Warum sollen die Veto-Besitzer gerade jetzt auf ihre Rechte verzichten, wo ihnen Generalsekretär Butros Ghali mit seinem Eintreten für die Dritte Welt ohnehin schon auf die Nerven geht? Mit gutem Grund hält er Jugoslawien für eine Sache der Europäer. Wer kümmert sich um Somalia, wo viel mehr Menschen umkommen? Die Vorstellung, die UNO könne allen von Krieg und Bürgerkrieg heimgesuchten Menschen mit Brot, Geld und Soldaten zu Leben und Glück verhelfen, ist indes eine Utopie. Dafür wären Millionen von Soldaten und Milliarden von Dollar notwendig.

Die Europäer können die Verantwortung für Jugoslawien nicht abwälzen. Auch die jüngste UNO-Resolution schiebt ihnen diese zu. Was aber tun? Verschärfte Sanktionen, verstärkte humanitäre Hilfe mit militärischer Unterstützung? Darüber wird zwar geredet, der Wille dazu ist aber nicht erkennbar. Für eine wirksame Blockade Serbiens wäre Druck auf Rumänien und Griechenland notwendig. Wegen Maastricht muß das EG-Mitglied Griechenland, das größte Loch im Cordon der Sanktionen, aber geschont werden. Für die militärische Überwachung von Hilfsleistungen und Schutz zonen würde eine Schutztruppe notwendig, die bereit wäre, Überfälle mit Waffengewalt zu erwidern. Es müssen nicht 30 Divisionen sein, denn niemand will wie Hitler ganz Jugoslawien besitzen — um eine größere Operation würde es sich aber handeln. Zwar melden sich immer mehr skeptische Generäle zu Wort, aber eindeutig geklärt ist auch die Frage nicht, ob eine militärische Strafaktion gegen die Serben möglich und hilfreich wäre. Sie ist freilich nicht aktuell, denn im Augenblick schrecken selbst die Türken davor zurück, die dankbar sind, daß ihnen der Muster-serbe Panik eine Ausrede zum Abwarten geliefert hat. Die Türken haben andere Sorgen, als sich als Speerspitze des Islam gegen die Christen in die Brechen zu schlagen. Sie sind mit der „ethnischen Säuberung“ zu Hause und in Kleinasien beschäftigt.

Was wird geschehen, wenn nichts geschieht? Die „ethnische Säuberung“, die ohnehin nicht auf Jugoslawien beschränkt ist, wird weiter Schule machen. Die bessere Weltordnung, die zuletzt wieder nach dem Ende des bald als friedfertig erscheinenden Kalten Krieges entstehen sollte, wird in immer weitere Ferne rücken. Und damit wird auch der letzte Rest von Autorität der internationalen Institutionen schwinden. Wir werden endgültig aufwachen, wenn in zwei oder drei Jahren der nächste Aggressor mit der Atombombe in der Hand auftritt.

Dieter SCHRODER

Die Elbe — der historische

Die Architektur der Ausstellung „Die Elbe — Ein Lebenslauf“ zieht sich, Woge und Flußverlauf andeutend, wellenförmig durch die Räume und Etagen des Deutschen Hygiene-Museums am Lingner Platz. Der Besucher folgt dem 100 Kilometer langen Strom vom Quellengebiet bei Spindlermühle, vom böhmischen Riesengebirge, bis zur Mündung in die Nordsee bei Cuxhaven; er reist von der Tschechischen Republik (dort heißt der Fluß noch Labe, und man fragt sich, warum nicht Moldau; denn diese ist dort oben zunächst einmal der stärkere Fluß) durch vier neue und drei alte Bundesländer Deutschlands. Er folgt einer Wasserstraße durch drei Kulturlandschaften (Böhmen, Sachsen-Anhalt und Unterelbe), die als Verkehrs- und Wirtschaftsweg dient, an deren Ufern kulturelle Zentren siedeln und die auf vielfältige Weise Kunst, Kunstgewerbe, kulturelle Güter und Gedanken ihren Weg nehmen half. An zahllosen Stationen dieses Ausstellungsflusses geht der Betrachter gleichsam an Land, um die einzelnen Orte, ihre Geschichte, ihre Besonderheiten kennenzulernen.

Vaclav Havel hat in einem Grußwort zu dieser Ausstellung geschrieben: „Vielleicht ist ja in unseren Adern die Erinnerung an die Jahrhunderte bewahrt geblieben, als die Wälder entlang den Grenzen noch undurchlässig, die Bergpässe unüberwindlich, die Welt so weit entfernt und die Menschen hinter den Bergen so fremd waren. Damals führte uns vor allem die Elbe in die Welt hinaus, der Fluß verband uns mit den Menschen hinter den Bergen, er forderte uns auf, von diesen Menschen etwas anzunehmen und ihnen etwas dafür zu geben.“ Geben und Nehmen sind auch Themen dieser Schau, die das Deutsche Historische Museum (im nur über Spree und Havel mit der Elbe verbundenen Berlin) gemeinsam mit dem Deutschen Hygiene-Museum Dresden, dem Altonaer Museum in Hamburg, dem Museum für Hamburgische Geschichte und dem Nationalmuseum Prag zusammengestellt hat. Dresden ist die erste Station der Schau, Hamburg und Prag werden folgen. Der deutsche Bundespräsident Richard von Weizsäcker schreibt über die Elbe: „Böhmen schenkt unseren beiden Völkern dieses Sinnbild der Hoffnung und der Zukunft. Heute verstehen wir es und nehmen es in täglicher Freude und Dankbarkeit an.“

Schon vor der Liste der 200 internationalen Leihgeber von 800 Ausstellungsstücken liest, darunter Schlösser und Burgen, Kunstmuseen, Stadtarchive, Schulen, Rathäuser, Schiffahrts- und Wrackmuseen, Archive und Kirchen, Rüstkammern, eine Winzergenossenschaft, Musikverlage, ein Amt für Umweltuntersuchungen, ein Bergsteigerbund, der ahnt etwas von dem weiten räumlichen, zeitlichen, inhaltlichen Spektrum der Schau. Der Besucher erlebt, wo Kunst und höfische Kultur blühten. Flugtort Albls (der Name Elbe leitet sich von ablus, vom weißschäumenden Wasser im Quellbereich her) kommt hier natürlich als allegorische Porzellanfigur von Johann Kaendler aus der Meißener Manufaktur. Von Energiegewinnung, Musik und Religion wird berichtet. Ein für die Reformationszeit typischer Holzschnitt des Jacob Luclius verlegt die Taufe Christi vom Jordan in die Elbauen — Martin Luther gehört zu den Zeugen des Ereignisses bei Wittenberg.

Aber man sieht hier auch, welche Trachten typisch waren. Vögel und Fischgetier — wenn man so will eine Verlustliste in ausgestopfter und präparierter Gestalt: der Große Stör wurde zuletzt 1933 von Fischern am Schreckensteine geschickt, und die einst in großer Menge zum Laichen flüßaufwärts, ehemals bis nach Böhmen, strebenden Lachse sind auch passé. Der letzte Elblachs wurde im Dezember 1949 vom Fischerverein in Augsburg gefangen. Man findet Karten und Uniformen, Weinpressen,

Händwerksmodelle, seit den 750 Kilogramm Kette, an



schiffe, in denen beim von Dänemark Starken im Pöppelma inszenierten werks, und wiederum lan, beim Und in be als Trache Dienste. Sömische S Pompeji Würzitz Könn reichlich für sein penhagen Manches lich aus Grunde, Schmuck, der Bro „Elbscha gulerung bis 1951 Die Scha Monitore werken, zonen ge in seiner Oberelbe gefährde „Brodok parente ven das 1976 zu besitzunge Die Elbe wird stellung zum Med und an dem sich zählt. Im Elbflore in Hamburg sol ausführlichst vo Dies sind die dels- und kulturelle punkte diese dem Ausste nicht einer nologie fol Landesteg tierung un wird sich eine ganze ven mittel Trachten oder W leicht der fahrt. Immer prägen sie ren Name Zerstörung, sten Zeltu burg und im Z Heer K Mühlberg Die Eröff benjährig Friedrich Lage bel sein blutig österreichische der Sieg Pre 1866, der Bism kleindeutschen bahnte, und d Februar 1945, a Schutt sank. Aber Einkerkerung säu

zeichnet worden stehen in einem F der DLG, das Weir Suche nach einem erleichern soll. U bewerbsgewinn Riesling-Gew Jahrgänge. Go 265 00 Ein selte dem 18. Ja

saution der I tin, äußert denten kör lernen. Die Holocaust Überset teldigen d enersch. ken der He gehen“, me Yaron, ein Überlebender, ung. Eine S, brätschen Univ. Dokument für wichtige Quelle te des jüdisch letzten Gene hen“. Selbst Leiter des W zur Verfolgung chen, nennt gänglich“.

Warum Afrikas Elend noch immer kein Ende nimmt

Die Diagnose ist deprimerend eindeutig: Afrika ist der ärmste Kontinent der Welt, das Elend wächst trotz aller Hilfsversuche, für die Weltwirtschaft sind die Afrikaner mit nur einem Prozent Anteil am Welthandel nicht von Bedeutung. Ein Ausweg ist auch bei steigenden Zahlungen der reichen Industriestaaten nicht in Sicht, denn der jährliche Zuwachs der landwirtschaftlichen Produktion in Afrika um zwei Prozent reicht nicht aus, um den Bevölkerungszuwachs von 3,2 Prozent pro Jahr zu ernähren.

Afrika ist nicht nur zeitweilig so hoffnungslos zurückgefallen. Nach Angaben der Vereinten Nationen ist das durchschnittliche Einkommen pro Kopf der Bevölkerung auf dem Kontinent in den vergangenen drei Jahren immer mehr zurückgegangen. Der Exekutivdirektor der UN-Wirtschaftskommission für Afrika, Issa Diallo, sagte dazu unglücklich: „Diese Resultate sind an sich schon enttäuschend. Sie haben darüber hinaus verheerende Auswirkungen auf so wichtige Sektoren wie Ausbildung, Gesundheitswesen und Infrastruktur. Auf allen Gebieten wird sich die Lage weiter verschlechtern.“ Im Wettlauf gegen die Bevölkerungsexplosion des Kontinents streiten sich die Fachleute noch immer darüber, ob das Bevölkerungswachstum Ursache oder Folge der Armut ist. Für die Afrikaner ist diese Frage belanglos. Die meisten von ihnen werden bettelarm die Schwelle in das 21. Jahrhundert überschreiten.

Wer ist schuld an dieser Misere? Afrikanische Politiker machen zum Teil den Kolonialismus der Weißen — auch dreißig Jahre nach dessen Ende — für ihr Schicksal verantwortlich und weisen auf Handelsbarrieren hin, die ihnen ungleiche Entwicklungschancen beschoren. Gewiß waren die Ausgangsbedingungen schlecht: Monokulturen und eine schwache Infrastruktur waren ein Hindernis für die Entwicklung. Mehr als dreißig Jahre später hat sich dieses Argument jedoch abgenützt. Der Vergleich mit früheren europäischen Kolonien in Asien, die heute überwiegend große Steigerungen ihres Bruttosozialprodukts aufweisen, zeigt, daß nicht nur die Hinterlassenschaft der Europäer, sondern auch Disziplinlosigkeit der meisten schwarzen Eliten für das heutige Elend der Massen in Afrika verantwortlich ist. Die in der Vergangenheit errichteten Prestigebauten protzstüchtiger Despoten werden künftigen Generationen als Beispiel für Fehlplanungen gelten.

Verantwortung für den desolaten Zustand Afrikas tragen vor allem die sich wie eine Würge-schlange um den Kontinent ziehenden korrupten Despoten, Diktatoren und ihre parasitären Gefolgsleute. Korruption, die schlimmste Krankheit des Kontinents, hat den zairischen Diktator Mobutu befallen, der den Staat als Selbstbedienungsladen, Ministerämter als Lehen und politische Macht als Instrument der Bereicherung zu verstehen scheint. Als er 1965 an die Macht gelangte, galt er als mittellos; heute könnte er mit seinem Privatvermögen, das auf mehrere Mil-

liarden Dollar geschätzt wird, die Schulden seines Landes aus eigener Tasche bezahlen. Manche der Bürgerkrieg führenden afrikanischen Staatschefs schrecken nicht davor zurück, Nahrungsmittel zu exportieren, um für den Erlös Waffen zu kaufen, während die Bewohner ihrer Länder verhungern. Von den Geberländern erwarten diese Staaten dann Jahr für Jahr großzügige Hilfeleistungen.

Immer wieder sinnen afrikanische Politiker auf neue Wege, an Kapital zu gelangen. Der Staatspräsident des bevölkerungsreichsten afrikanischen Landes, der Nigerianer Babangida, forderte als Vorsitzender der Organisation für Afrikanische Einheit einen finanziellen Ausgleich in Milliardenhöhe für die Versklavung von Millionen Afrikanern in vergangenen Jahrhunderten, weil dadurch dem Kontinent wichtige Ressourcen an Menschen verlorengegangen seien.

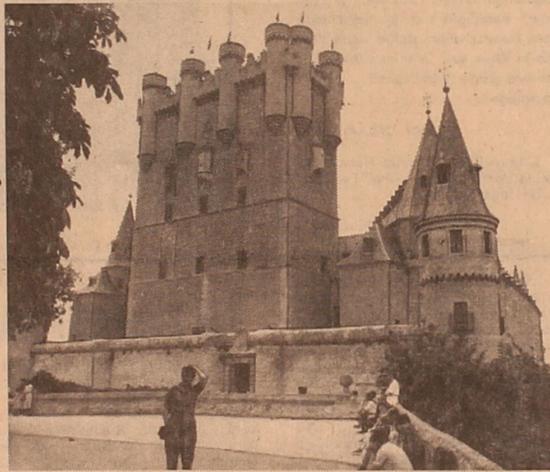
Auf dem letzten Gipfel der Organisation für Afrikanische Einheit in Dakar verglich der mehrfache Millionär Moshood Abiola die Versklavung der Schwarzen mit der Ermordung der Juden. Ähnlich wie die Juden nach dem Zweiten Weltkrieg und die Kuwiter nach dem Golfkrieg hätten die Afrikaner ein Recht auf Entschädigung, sagte Abiola. Aussicht auf Erfolg hat diese Forderung nicht.

Bevor Afrika wirksam geholfen werden kann, muß der Kontinent zunächst einmal befriedet werden. Zahlreiche Diktatoren sind in Afrika in den vergangenen Jahren gestürzt worden, aber der Kontinent ist dadurch nicht friedlicher geworden. In fast einem Dutzend Staaten, von Liberia bis Somalia, von Sudan bis Mocambique, herrscht Bürgerkrieg. Andere Länder wie Zaire, Togo oder Kenia sind trotz des Beginns demokratischer Reformen an den Rand des Chaos geraten. Solange die Völker Afrikas einander niedermetzeln, kann von außen kommende Hilfe keinen Nutzen bringen.

Der wirtschaftliche Aufbau Afrikas hängt nach Auffassung von Entwicklungsfachleuten zu einem großen Teil vom schnellen Aufbau privater Unternehmen ab. Doch der die Völker Afrikas zersplitternde Bürgerkrieg und die dadurch hervorgerufenen Flüchtlingsströme, das weiterhin fehlende Bewußtsein für Eigeninitiative und die Umweltzerstörung durch Abholzung der Wälder verhindern nachhaltig jeden Ansatz der Entwicklung.

Eine Generation nach der Erlangung der Unabhängigkeit befindet sich Afrika heute abermals in einem politischen Umbruchprozeß. In immer mehr Staaten rufen die Menschen nach Demokratie und verlässlichen Politikern, die nicht den eigenen Vorteil, sondern das Wohl der Gemeinschaft im Auge haben. Von den künftigen Eliten Afrikas — und nicht nur von den Geberländern — wird es abhängen, ob den Menschen dieses geschundenen Kontinents einmal ein besseres Los beschieden sein wird.

Udo ULFKOTTE



Die rund 50 000 Einwohner zählende Stadt Segovia, das Verwaltungszentrum der Provinz gleichen Namens nordwestlich von Madrid, ist reich an architektonischen Sehenswürdigkeiten. Zu ihnen zählt der Alcazar, eine Burg, die in der Zeit vom 13. bis 15. Jahrhundert errichtet wurde. Besonders ins Auge fällt der prachtvoll gestaltete Burgfried (unser Bild).

Foto: AP-TASS

Nur eine Bananenrepublik

Italien jubelt über den Erfolg der Sicherheitskräfte. Erstmals seit 30 Jahren ist den Behörden mit Giuseppe Madonia ein echter „Pate“ ins Netz gegangen. Daß mit der spektakulären Festnahme in dem Dorf Longara wirklich die notwendige Wende eingeleitet wurde, darf indes bezweifelt werden. Der italienische Staat ist heute im Grunde nicht viel mehr als eine Bananenrepublik. Er befindet sich im Würdegriß der sizilianischen Mafia und der neapolitanischen Camorra.

Hinzu kommt, daß in der Politik die Moral abhandeln gekommen ist. Der Niedergang der großen Parteien ist in den letzten Parlamentswahlen dokumentiert worden. Wer mit Italienern spricht, stellt immer wieder fest: Alle haben die Nase voll. Der „Staat“ ist für viele nur noch eine Fiktion. Die riesige Staatsverschuldung und die Verflüchtigung von Politik, Wirtschaft und Cosa Nostra sowie eine Schmiergeldaffäre unvorstellbaren Ausmaßes sind Symptome für den Niedergang Italiens.

Es stellt sich die Frage, ob das an sich lebenswerte Land reif

für den EG-Binnenmarkt und für die Europäische Union ist. Bei der Bekämpfung der organisierten Kriminalität will Rom künftig stärker mit Bonn kooperieren. In der letzten Woche hat Deutschland mehrere Mafiaos ausgeliefert. Jetzt hat Innenminister Rudolf Seiters mit seinem Amtskollegen Nicola Mancino das weitere Vorgehen besprochen. Vielleicht gelingt es gemeinsam, die auch hierzulande immer stärker in Erscheinung tretende Mafia und Camorra erfolgreich zu bekämpfen.

Seit den Mordanschlägen auf die Mafia-Richter Giovanni Falcone und Paolo Borsellino hat Rom zweifellos einiges getan, um die Bekämpfung der organisierten Kriminalität zu verstärken. Die immer wieder enttäuschten Italiener sind allerdings nicht sehr optimistisch. Der neue Ministerpräsident, Giuliano Amato, bekommt von den Bürgern kaum Vorschußloberden. Das überrascht nicht. Mafia und Camorra sind Krebsgeschwüre. Sie haben bereits das Rückenmark des Staates befallen.

EGge WEERS

Ausführliche Auszüge aus Adolf Hitlers „Mein Kampf“, seinem Bekenntnis zu Rassenhaß, Antisemitismus und arischer Völkerei, sind erstmals ins Hebräische übersetzt worden und werden in einem Buchladen der Hebräischen Universität Jerusalem verkauft. Die Veröffentlichung des in Deutschland verbotenen Buches bedeutet die Verletzung eines weiteren Holocaust-Tabus in Israel. Sie macht deutlich, daß die Proteste gegen den Nationalsozialismus immer schwächer werden in dem Maß, wie die Zahl der betagten Überlebenden des Holocaust abnimmt. Zunehmend stehen viele Jüngere den Einzelheiten des Völkermordes unwissend gegenüber. Schon 1991 gab es vergleichsweise wenig Protest, als die Israe-

Kaum Proteste

in Israel gegen hebräische Ausgabe von „Mein Kampf“

lischen Philharmoniker Werke Richard Wagners spielten, dessen Musik zuvor wegen ihrer bevorzugten Verwendung durch die Nazis und Wagners antijüdischer Schriften verboten war. Auch die Ankündigung, eine Rockgruppe namens „Duralex Sedex“ wolle vor dem ehemaligen Konzentrationslager Auschwitz in Polen ein Gedenkonzert veranstalten, verursachte kaum einen Aufschrei.

Die Übersetzung von „Mein Kampf“ hat nicht die Empörung verursacht, die beim Start des

dpa meldet

„Raritäten-Trophy 1992“ für 185 deutsche Spitzenweine

Mit der „Raritäten-Trophy 1992“ der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft (DLG), der höchsten Stufe deutscher Weinprämierungen, sind auf Schloß Reinhartshausen in Eltville-Erbach (Rheingau) 185 deutsche Weine der Spitzenklasse ausge-

zeichnet worden stehen in einem F der DLG, das Weir Suche nach einem erleichern soll. U bewerbsgewinn Riesling-Gew Jahrgänge.

Go

265 00

Ein selte

dem 18. Ja

Projektes vor drei Jahren prophezeit wurde und viele Verlage davon ferngehalten hat. Etwa 400 Exemplare sind vom Universitätsverlag Academon gedruckt worden. Im Universitätsbuchladen wird über zahlreiche Anfragen berichtet, die die einzige Vertriebsstelle jeden Tag erhält, bisher ohne negative Reaktionen. „Ich bin der einzige, der dagegen ist“, erklärt der 27-jährige Student Yoel Talmor, der in dem Laden arbeitet. „Das Buch gehört in den Abfall.“ Aber auch der Generalsekretär der Organi-

Teaterakademie

Deutschen Theaters private Quartiere gefunden. Sie bekommen Stipendien in Höhe von 500 Rubeln, aber diese sollen in Zukunft erhöht werden. Das Kulturministerium Kasachstans finanziert ihr Studium an der Theaterakademie. Wir werden auch vom Auswärtigen Amt der deutschen Regierung unterstützt."

Die Initiativen von Freitag sind zweifelsohne sehr wichtig für die Erhaltung der Kultur der Rußlanddeutschen in Kasachstan. Hier vor Ort trägt der junge Theaterenthusiast aus Deutschland wesentlich zur Pflege des Deutschtums bei.

"Arbeitest Du mit den Einrichtungen in Deiner Heimat zusammen, die für die kulturelle Unterstützung der Deutschen im Ausland zuständig sind?" wollte ich wissen.

"Hier habe ich einige Probleme. Vom VDA bin ich enttäuscht. Ich habe an diesen Verein etliche Briefe geschrieben, aber bis jetzt keine Antwort bekommen. Das ist so gut wie nie geschehen. Ich habe viel Gutes über das Kuratorium zur kulturellen Unterstützung der deutschen Minderheiten im Ausland' aus Berlin gehört. Das Kuratorium arbeitet mit dem Deutschen Theater von Alma-Ata, mit der Redaktion der 'Deutschen Allgemeinen Zeitung', mit einzelnen rußlanddeutschen Künstlern zusammen. Ich weiß z. B., daß zur Zeit in Berlin die Ausstellung von Ludmilla Wolkowinskaja-Herr, der behinderten rußlanddeutschen Malerin aus Kasachstan, auf Initiative und Hilfe des Kuratoriums stattfindet.

Ich habe den Eindruck, daß die Projekte des Kuratoriums, das nur ein geringes Finanzvolumen hat, sehr durchdacht sind. Sie machen zwar kleine, aber konkrete Schritte im kulturellen Bereich. Daher möchte ich mit dieser Organisation sehr gerne zusammenwirken."

"Freitag, wer unterrichtet neben Dir die Studenten an der Theaterakademie?"

"Deutsch bringen ihnen die Dozenten des Fremdspracheninstituts Alma-Ata Lydia Bykowskaja, Raissa Marintschenko und Swetlana Anissimowa bei. Mein Kollege Bulat Atabajew, Regisseur am Deutschen Theater, bringt den Studenten Schauspielkunst bei. Ich bin diesen Menschen sehr dankbar für ihre Hilfe."

Nach meinem Gespräch in der Spielstadt Alma-Ata dachte ich: Es ist sehr erfreulich, daß es in der Welt solche Menschen wie Freitag gibt. Wenigstens sie kämpfen jetzt — anders kann ich das nicht ausdrücken! — ohne große Deklarationen und viel Worte um die Kultur des rußlanddeutschen Volkes.

Innigsten Dank, Freitag!
Igor TRUTANOW

ke waren hier gleichfalls verpfändet: Einerseits wurden den jungen Künstlern die Ausstellungsflächen gratis überlassen, andererseits füllten dann die besten Arbeiten die Exposition des Museums auf.

In der Buchhandlung „Shalyn“ fand die Präsentation des Buches „As i Ja“ von Ojshas Sulejmenow in Kasachisch statt. Das ist eines der schwierigsten Werke des Schriftstellers nach seinem Schicksal und nach der Tiefe der darin behandelten Probleme. Er beendet jetzt die Arbeit an seinem nächstfolgenden Buch „1 001 Wörter“.

Die Beherrschung der deutschen Sprache trug dazu bei, daß man ihn gleich nach der Hochschule als Deutschlehrer einsetzte. Mit Elan und viel Interesse ging der junge Lehrer an die für ihn neue Sache, deren theoretische Grundlagen er im Umfang des Fachschulprogramms vermittelt bekommen hatte. Natürlich fiel es ihm sehr schwer, aber für den zielbestrebten und beharrlichen Jungen machte das keine Angst. Während der Arbeit empfand er starken Wunsch, seine Deutschkenntnisse zu vertiefen und zu erweitern. Er bezog als Fernstudier der Moskauer Pädagogische Fremdspracheninstitut, beendete jedoch nur das 1. Studienjahr. Dann brach der Krieg aus, der sein Studium und seine Arbeitstätigkeit unterbrach. Er wurde einberufen, doch schon nach Kur-

wa 1 000 regional oder auch international bekannte Künstler vertreten, die in den vergangenen 30 Jahren mit interessanten Werken hervorgetreten sind. In einer Sondersammlung werden 200 Plakate von Klaus Staack bereitgehalten und in der Graphothek kommen in jedem Jahr aus Mitteln, die das Land Bremen bereitstellt, 200 Neuerwerbungen hinzu.

Die Idee, sich an „Kunst auf Zeit“ zu erfreuen, stammt ursprünglich aus den angelsächsischen und skandinavischen Ländern. In Bremen hat sie sich — wie übrigens auch in anderen Städten der Bundesrepublik — schnell durchgesetzt: ein typisches Kind der 70er Jahre, als es darum ging, die Kunst „zu demokratisieren“.

Helmut VOLKERS

terkollektive organisiert und in der Regel auch finanziert.“ Nach Meinung des Konservatoriumspädagogen Marx Berlin müssen wir irgendwann wieder dazu kommen. Was aber die Schwierigkeiten und Streitigkeiten betrifft, so setzt sich Neues bekanntlich nie ohne weiteres durch.

Dabei liegen Wandlungen zum Besten jetzt schon vor. Den Studenten wurde das Recht gewährt, neben dem Programm andere für sie interessante Vorlesungen zu wählen und zu besuchen. „Man nimmt unsere Vorschläge entgegen und bemüht sich, sie in der Praxis zu realisieren. Z. B. wird jetzt der Kurs „Geschichte der Weltkultur“ auf Vorschlag der Studenten im erweiterten Rahmen, mit Diskussionen und Überlegungen der Studenten selbst erteilt werden“, erzählt die Studentin Nadescha Stazenko. „Zum Haupthindernis für viele wird ihr Unvermögen, selbständig zu denken. Und für unseren künftigen Beruf kann das einfach zu einer Katastrophe werden.“

Jetztige Studenten der höheren Semester hatte man nach einem entsprechenden Wettbewerb gemeinsam mit einer Gruppe von Studenten anderer Fachrichtungen zur Weiterbildung in die Türkei geschickt. Alle freuten

sich sehr für sie und benedeten sie natürlich in großem Maße. In der Türkei werden sie nicht nur ihre Kenntnisse erweitern, sondern auch ihre praktischen Fertigkeiten vervollkommen.

In diesem Sommer wollten viele Bewerber diese Abteilung beziehen. Glück hatten zehn Jungen und Mädchen, allesamt aus Kasachstan (drei aus Alma-Ata). Alle haben Musik- oder Musikfachschulen absolviert. Auf diesem Gebiet haben sie schon etwas erreicht. Nach Einschätzung der Lehrer sind viele sehr begabt. Aber als wichtig halten Jungs selbst für sich die neue Eigenschaft, treue Begleiter der Kultur und ihre Diener auf dem schwierigen Marktweg zu werden. Sie sind alle verschieden: ein jeder hat eine eigene Einstellung zum künftigen Beruf, eigene Pläne und Träume, jedoch sie alle eint das Bestreben, das Kulturleben entsprechend ihrer Zeit zu beleben.

In das Unterrichtsprogramm der künftigen Impressarios wurden Kurse vertiefter psychologischer Analyse, des Marketings und der Buchführung aufgenommen. Große Aufmerksamkeit wird von Anfang dem Sprachstudium gewidmet, es sind dies Englisch, Deutsch und Kasachisch.

Mit dem Anschluß an die Weltarena wird dieser Aspekt zweifellos eine große Rolle spielen. Der Impressario ist im Idealfall ein sehr gut gebildeter, von Natur aus begabter Mensch, der ökonomische und musikalische Kenntnisse, Taktgefühl und noch einen ganzen „Strauß“ sonstiger wichtiger Eigenschaften besitzt.

Ich bat Tahmira Kibrowa, Sergej Kononenko, Altyn Sejzenbajewa sich über das begonnene Studium zu äußern. Sie alle stehen noch unter dem Eindruck der stürmischen Tage, die auf die Prüfungen folgten, und sind bemüht, sich voll und ganz dem Unterricht zu widmen. Als Berufsmusiker kennen sie gut alle Hintergründe, und das erleichtert ihnen das Studium. Großes Interesse ruft das Erlernen der Psychologie, besonders in Form von Unternehmensspielen, hervor. Nicht ohne Stolz betonten sie, daß Fachleute dieser Richtung in der GUS sonst nirgendwo außer noch in Kiew ausgebildet werden.

Oleg Kasanski, dem Pädagogen und Musiker, dessen Schöpfung die neue Abteilung ist (Ihr offizieller Name ist „Organisation der Konzert- und Theateraktivität“), bringt diese stürmische Zeit sowohl Freude als auch

Enttäuschungen. Der Mangel an Mitteln, das Fehlen kompetenter Lehrkräfte wirkt auf die Ausbildung künftiger Spezialisten zwangsläufig auf. Und was ist ein Halbgebildeter unter Marktverhältnissen schon wert? Daher schenkt er viel Beachtung Organisationsfragen. Das beeinträchtigt jedoch, abgesehen von kleinen Kränkungen, die Qualität des Unterrichts nicht.

Beim Abschied formulierte der künftige Impressario Konstantin Asch seinen Traum: dem ganzen Kollektiv beim Karriereemachen zu helfen. Bei Null zu beginnen und die höchsten Stufen des Künstlerolympus zu erklimmen. Sich selbst versteht nicht nur als eine Art Materialwirtschaftler, sondern als einen, der mit den Schauspielern auf gleicher Ebene steht, als ihren Berater und Freund.

Nach solchen Worten wird die Frage, ob Impressarios nötig seien, ganz müßig. Beim Werden unserer Kultur haben sie nicht die letzte Rolle zu spielen.

Alexander ROSHKOW
Unser Bild: Künftige Impressarios — Studenten im 1. Studienjahr am Konservatorium „Kurmagasy“.

Foto: Verfasser

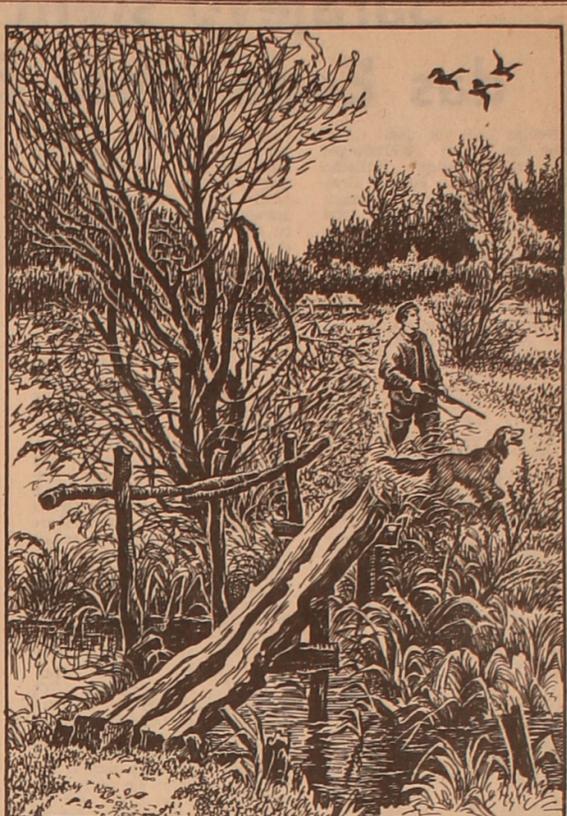


Leonid Neumark ist in einer Eisenbahnerfamilie in Nowograd-Wolynsk aufgewachsen. Er malte stets gern — vielleicht war das die Gottesgabe... Leonid beendete den Malereikursus am Unionshaus des Volksschaffens und betätigte sich als Kunstmaler in Usbekistan und in der Ukraine. Nach dem Krieg war er beim Holzeinschlag und im Kohlenbergbau im Einsatz, später arbeitete viele Jahre in der Zeitung „Sowjetskaja Wolyn“ in Luzk. L. Neumark beteiligte sich an verschiedenen Kunstschaufen, stellte seine Werke in Kiew aus. In seinen Bildern ist unsere ganze Wirklichkeit wieder gespiegelt.



Igor SALAMATIN
Unsere Bilder: Leonid Neumark; seine Malwerke: „Alte Festung“, „Bei Tagesgrauen“.

Foto: Andrej Strishkow



Im Spiegel seiner Kunst



Unverwüstlich

zer Zeit gesundheitshalber als für den Militärdienst untauglich erklärt und entlassen.

In das Heimatdorf zurückgekehrt, arbeitete Muchametdin als pädagogischer Direktor und als Deutschlehrer. Der Gedanke an die berufliche Weiterbildung verließ ihn jedoch nie. Und Muchametdin bezog die Fremdsprachenfakultät des Pädagogischen Instituts Perm. Abteilung Deutsche Sprache. Danach absolvierte er mit Auszeichnung auch die Abteilung für englische Sprache.

Muchametdin wurde als Direktor und Fremdsprachenlehrer (für Deutsch und Englisch) in der Schule von Maly Aschapp eingesetzt, die er mal selbst besucht hatte.

Bekanntlich wurden in der Stalin-Zeit tatarische und andere nationale Schulen massenweise geschlossen. Im Gebiet Perm gelang es jedoch, eine Reihe nationaler, darunter drei tatarische Schulen, zu erhalten.

In dieser komplizierten Situation kam der Junge Direktor auf die Idee, eine Mittelschule zu eröffnen, in der die Kinder Mittelschulbildung in ihrer Muttersprache erhalten könnten. Diesen Vorschlag machte er den Eltern, den Dorfgemeinschaften auf Kolchosversammlungen. Damit fand er volle Unterstützung.

Nach einem mühevollen Ablauf aller Instanzen erhielt Garifulin die Erlaubnis für die Eröffnung einer nunmehr vierten

tatarischen Mittelschule auf der Basis einer Siebenklassenschule. Er wurde zu ihrem Direktor ernannt, indem er gleichzeitig Deutsch und Englisch unterrichtete. Danach wurde Muchametdin Garifulin zum Inspektor für nationale Schulen der Permer Gebietsabteilung Volksbildung befördert. Auch hier arbeitete der erfahrene Pädagoge mit Hingabe. Ungeachtet dessen, daß in jener Zeit, als die totalitäre Politik der KPdSU zur Verschmelzung von Völkern und Nationen herrschte, die Kampagne zur massenweisen Schließung von nationalen Schulen in vollem Gange war und nebenan, in Kasan — der Hauptstadt Tatarstans — alle tatarischen Schulen geschlossen wurden, war es dennoch gelungen, unter diesen äußerst schweren Bedingungen über 100 nationalen Schulen der Tataren, Mari, Udmurten und Komi zu erhalten. Dies ist ein großes Verdienst von Muchametdin Garifulin.

Anfang der 70er Jahre siedelt Garifulin nach Alma-Ata über. Zunächst arbeitet er in der Internatsschule Nr. 5 als Erzieher, danach unterrichtet er Englisch in der russischkasachischen Mittelschule von Schirganak, im Rayon Kagan, Gebiet Alma-Ata. 1977 geht er in den verdienten Ruhestand, betätigt sich aber viel gesellschaftlich. In dem er der tatarischen Jugend die Muttersprache beibringt. Der Unter-

richt erfolgt nach Programm, Anschauungs- und technischen Mitteln, die er extra aus Kasan kommen ließ. In den nunmehr zwei Lehrjahren haben diese Klassen über 40 Mann beendet. Sie alle haben einen reichen Wortschatz und Sprechfertigkeiten erworben. Die weitere Entwicklung ihrer Sprache hängt nun von ihnen selber ab.

Mit vielen seiner ehemaligen Schüler steht er bis jetzt noch im Briefwechsel und unterhält einen ständigen Kontakt mit der Schule. Einer der ersten Absolventen der tatarischen Siebenklassenschule, Rifkat Sufijew, verteidigte an der Front sein Vaterland, kam bis nach Prag und ist Träger dreier Ruhmesorden. Die Beschreibung seiner Heldentaten füllen die ersten Seiten des Sammelbandes „Soldatenruhm“, der 1965 im Verlag Perm herauskam. Nach dem Krieg arbeitete Rifkat im Hüttenkombinat Tschussowol im Ural, jetzt ist er Rentner.

Ein anderer Schulabgänger, Asat Milljajary, ist verdienter Lehrer der Russischen Föderation und erfahrener Physiklehrer. 1991 veranstaltete er auf der Basis der Mittelschule in Maly Aschapp ein pädagogisches Seminar für die Physiklehrer des Gebiets Perm.

Nicht ohne Stolz nenne ich seine Tochter Sara Garifulina — eine Musiklehrerin. Sie ist Beste der Volksbildung der Russischen Föderation.

Faat KARIMOW,
Kandidat der pädagogischen Wissenschaften

nik

chule reorganisiert wurde die Reihe an Clowns und Artisten leine machen.

um Bilden-ewig fand Werke jun-sch für sie Verknüpfen mit ein Detail: Gemälde, Kunstwer-

ngelie hen, damit bis-ibliothek die Mög-derne Kunst-Haus zu ho- ausweis der-eken besitzt, enlos Radierun-aphien, Siebdruck-der Aquarelle, plastiken, aus über auswählen und sein hmücken. Ergänzt gebot mit der Aus-immen Kunstvideos, Graphothek sind ei-

hat man schon lange eingesehen, daß ein Künstler sich völlig dem Dienst an der Kunst widmen und nicht Instanzen mit Bitten bestürmen muß. Dies um so mehr, als im vorrevolutionären Rußland den Ruhm vieler berühmter Schauspieler in vollem Maße auch ihre Impressarios teilen durften. Und der Begriff selbst wurde gedeutet als „Privatunternehmer, Berufsagent, der Bühnenaufführungen und Gastspiele von Schauspielern und ganzer Thea-

terkollektive organisiert und in der Regel auch finanziert.“ Nach Meinung des Konservatoriumspädagogen Marx Berlin müssen wir irgendwann wieder dazu kommen. Was aber die Schwierigkeiten und Streitigkeiten betrifft, so setzt sich Neues bekanntlich nie ohne weiteres durch.

Dabei liegen Wandlungen zum Besten jetzt schon vor. Den Studenten wurde das Recht gewährt, neben dem Programm andere für sie interessante Vorlesungen zu wählen und zu besuchen. „Man nimmt unsere Vorschläge entgegen und bemüht sich, sie in der Praxis zu realisieren. Z. B. wird jetzt der Kurs „Geschichte der Weltkultur“ auf Vorschlag der Studenten im erweiterten Rahmen, mit Diskussionen und Überlegungen der Studenten selbst erteilt werden“, erzählt die Studentin Nadescha Stazenko. „Zum Haupthindernis für viele wird ihr Unvermögen, selbständig zu denken. Und für unseren künftigen Beruf kann das einfach zu einer Katastrophe werden.“

Jetztige Studenten der höheren Semester hatte man nach einem entsprechenden Wettbewerb gemeinsam mit einer Gruppe von Studenten anderer Fachrichtungen zur Weiterbildung in die Türkei geschickt. Alle freuten

sich sehr für sie und benedeten sie natürlich in großem Maße. In der Türkei werden sie nicht nur ihre Kenntnisse erweitern, sondern auch ihre praktischen Fertigkeiten vervollkommen.

In diesem Sommer wollten viele Bewerber diese Abteilung beziehen. Glück hatten zehn Jungen und Mädchen, allesamt aus Kasachstan (drei aus Alma-Ata). Alle haben Musik- oder Musikfachschulen absolviert. Auf diesem Gebiet haben sie schon etwas erreicht. Nach Einschätzung der Lehrer sind viele sehr begabt. Aber als wichtig halten Jungs selbst für sich die neue Eigenschaft, treue Begleiter der Kultur und ihre Diener auf dem schwierigen Marktweg zu werden. Sie sind alle verschieden: ein jeder hat eine eigene Einstellung zum künftigen Beruf, eigene Pläne und Träume, jedoch sie alle eint das Bestreben, das Kulturleben entsprechend ihrer Zeit zu beleben.

In das Unterrichtsprogramm der künftigen Impressarios wurden Kurse vertiefter psychologischer Analyse, des Marketings und der Buchführung aufgenommen. Große Aufmerksamkeit wird von Anfang dem Sprachstudium gewidmet, es sind dies Englisch, Deutsch und Kasachisch.

Mit dem Anschluß an die Weltarena wird dieser Aspekt zweifellos eine große Rolle spielen. Der Impressario ist im Idealfall ein sehr gut gebildeter, von Natur aus begabter Mensch, der ökonomische und musikalische Kenntnisse, Taktgefühl und noch einen ganzen „Strauß“ sonstiger wichtiger Eigenschaften besitzt.

Ich bat Tahmira Kibrowa, Sergej Kononenko, Altyn Sejzenbajewa sich über das begonnene Studium zu äußern. Sie alle stehen noch unter dem Eindruck der stürmischen Tage, die auf die Prüfungen folgten, und sind bemüht, sich voll und ganz dem Unterricht zu widmen. Als Berufsmusiker kennen sie gut alle Hintergründe, und das erleichtert ihnen das Studium. Großes Interesse ruft das Erlernen der Psychologie, besonders in Form von Unternehmensspielen, hervor. Nicht ohne Stolz betonten sie, daß Fachleute dieser Richtung in der GUS sonst nirgendwo außer noch in Kiew ausgebildet werden.

Oleg Kasanski, dem Pädagogen und Musiker, dessen Schöpfung die neue Abteilung ist (Ihr offizieller Name ist „Organisation der Konzert- und Theateraktivität“), bringt diese stürmische Zeit sowohl Freude als auch

Enttäuschungen. Der Mangel an Mitteln, das Fehlen kompetenter Lehrkräfte wirkt auf die Ausbildung künftiger Spezialisten zwangsläufig auf. Und was ist ein Halbgebildeter unter Marktverhältnissen schon wert? Daher schenkt er viel Beachtung Organisationsfragen. Das beeinträchtigt jedoch, abgesehen von kleinen Kränkungen, die Qualität des Unterrichts nicht.

Beim Abschied formulierte der künftige Impressario Konstantin Asch seinen Traum: dem ganzen Kollektiv beim Karriereemachen zu helfen. Bei Null zu beginnen und die höchsten Stufen des Künstlerolympus zu erklimmen. Sich selbst versteht nicht nur als eine Art Materialwirtschaftler, sondern als einen, der mit den Schauspielern auf gleicher Ebene steht, als ihren Berater und Freund.

Nach solchen Worten wird die Frage, ob Impressarios nötig seien, ganz müßig. Beim Werden unserer Kultur haben sie nicht die letzte Rolle zu spielen.

Alexander ROSHKOW
Unser Bild: Künftige Impressarios — Studenten im 1. Studienjahr am Konservatorium „Kurmagasy“.

Foto: Verfasser



Ella Bobrow (Rung)

Irina Istomina

Der Lehrer kam. Zerstreut hielt er den Aufruf — und bemerkte nichts. Und später?

Da Ira gut lernte, verzieh er ihr leicht den Zornausbruch. Dem Kläger lieh er nur ein Ohr. Irina siegte wie zuvor.

In ihrem Haus verweilt' ich öfters, man sah mich nicht mehr an als Gast. Irinas Eltern und Geschwister waren mir freundlich zugetan. Bei ihnen war das Buch zu Hause, voll Witz und Geist war das Gespräch. Oft nahmen auch die Eltern teil; schlagfertig, heiter war die Mutter; sie endete ein Wortgefecht (das einem Messerwetzen glich) mit einer witzigen Bemerkung. Ganz anders war Irinas Vater: es kam gelegentlich zum Streit über den „Vorzug“ unserer Zeit. Er dachte oft an seine Jugend, an seinen

unerfüllten Traum von Gleichheit, Brüderschaft und Freiheit, Mythen, an die er nicht mehr glaubt!... Die Warnung damals kam vom Vater. Heut ist er's selbst,

der es versucht, Fata Morganas süßen Trug, wenn auch mit Vorsicht, zu entlarven. Doch, schon an Losungen „in Dur“ gewöhnt,

wird sein Sohn ihn verstehen? „...Geduld, wir opfern nicht vergebens, wir kämpfen für die lichte Zukunft...“ Wie stets in einem Wortgefecht, glaubt' jeder, nur er

(Fortsetzung. Anfang Nr. 38)

habe recht... Als Mitglied eines Lesezirkels war Ira in der Bibliothek freiwillig tätig jeden Mittwoch. Dafür erlaubte man, statt zwei fünf Bücher

leihweise zu wählen (vom „Heiligtum“ der Bücherei). „Irina, komm, wir machen Schluß!“ Sie hört nicht, blättert „Memoiren“... Für jeden brachte sie ein Buch nach Haus; und oft blieb dessen Held für immer da als ein Bekannter. Gehörten zur Geistesverwandtschaft Besukhov, Tschatsky und Prutkov, Petchorin, Schweik und Khlestakov... Einmal...

Ich staunte: War das Ira?

Verschlossen, fremd kam sie mir vor. Sie hielt sich fern von allen anderen, verschleierte vor der Stimme Klang, rot angeschwollen, trüb die Augen. Wer öffnete den Tränenquell und löschte ihrer Blicke Glanz? Wo weilte Ira in Gedanken? Soll ich...?

Nein, später, auf dem Weg nach Haus... Die Glocke rang. Zu zweit, ohne ein Wort zu sprechen, schritten wir nach dem Park; und dort, im Schatten des Ahorns (unsrem Lieblingsort), brach Ira aus:

„Mein Vater... fort... Er wurde im Betrieb verhaftet. Kam von der Nachtschicht nicht nach Haus...“ Noch nie hat solch ein bitteres Schluchzen der alte Ahorn angehört. Er schützte uns vor eitler Neugier, und, lebend voller Mitgefühl, sprach leise auch sein Laub mit ihr: „Er kommt zurück... hör auf zu weinen... Du weißt, er trägt ja keine Schuld. Es gibt doch schließlich ein Gesetz!“ Wer zähmt des Wolkenbruches Strömen? Es gab kein Halt für Iras Tränen. „Warum?“

Dies einzige, bittere Wort durchzog ihr Weinen immerfort. Warum? —

Es rollte wie ein Stöhnen durchs ganze Land in jener Zeit. Warum?

In Herzen von Millionen kochte das Blut vor Zorn und Schmerz. Jedoch nur heimlich: angstversiegelt war jeder Mund...

Es schritt ein Held, der oft dem Tod getrotzt im Krieg, gebrochen, stumm in die Verbannung. In der Etappe schritten mit: ein Wissenschaftler, weltberühmt, ein Dichter, Schloßer — eine Garbe von Ähren, die man mit der Klausel des „Paragraphen“ gemäht, geschnürt und jetzt dem Dreschen zugeführt. Spätabends.

Langsam ziehen die Stunden für Frauen vorm Gefängnistor. Irina, in der Hand ein Bündel, steht Schlange, wort- und tränenlos. Sie ist verbittert, hungrig, müde, und doch voller Entschlossenheit. Auf ihrem Armel steht die Zahl zweihundertfünf gemerkt mit Kreide. Oft fallen ihr die Augen zu. Nach Hause? —

Nein! Sie bleibt, sie muß! Sie wartete umsonst hier gestern. Doch — hätte sie nur eine Decke! Und Vater? —

Der Gedanke schweifft: Kann er dort schlafen? Hockt vielleicht und döst nur in der engen Zelle? Beschrieb einmal ein langes Jahr in Haft der Vater ihrer Freundin. Im Norden plagt' er sich nachher am Belomorkanal.

Darüber sprach er sehr ungerne: alldruckschwer war der Gedanke an die Zeit, den Karren zog tagaus, tagein als er in schneebedeckten Leeren als Nummer siebenhundertsteins. Irina schaudert: Wird ihr Vater nun auch herabgesetzt zu einer gehorsam-stummen „Nummer“?

Nein! Das kann nicht und das darf nicht sein! Es ist ja nur ein Mißverständnis, sie wird's beweisen! Hörte sie nicht von dem neuen Advokaten, der einen Inhaftierten freisprach...?

(Fortsetzung folgt)

Wieder winkte der Untersuchungsrichter dem hemdärmeligen Hünen, und wieder erhiebt Großmanns rechte Niere einen betäubenden Schlag. Die Ohnmacht nahm dem Prediger die Schmerzen. Als er wieder zu sich gekommen war, sagte der Folterter:

„Jetzt wird man sie abführen. Denken sie nach! Sehr ernst denken sie nach! Morgen sprechen wir weiter“

Großmann wurde in eine Einzelzelle gesteckt. Das war ein dunkler, kalter Steinkasten, in dem man sich weder setzen noch legen konnte. Wie in einem Klotz. Hier gab es nur so viel Platz, um sich stehend an die Wand lehnen zu können. Plötzlich flammte gleichbedeutendes Licht auf. Wie Großmann auch bemüht war, dem stehenden Licht zu entgehen, blendete es schonungslos. Und nicht genug damit. Von der Decke her grölte ein Lautsprecher, der mit möglichst großer Lautstärke eingeschaltet war: „Kapitän, Kapitän, immer lächeln“

So bald der letzte Vers verklungen war, fing das Lied von Anfang an, und so ohne Unterlaß.

Großmann wollte der Kopf platzen. Die Augen schienen ihm aus den Augenhöhlen zu quellen. Er fand sich nicht mehr in der Zeit zurecht, fiel aus einer Ohnmacht in die andere, schrie wie ein wundes Tier und schlug sich die Fäuste blutig. Ihn quälten Blendwerke der Hölle, und er haderte mit Gott. Er war nicht mehr er selbst und dem Wahnsinn nahe. Zog sich das Stunden? Tage? Ihm kam es wie eine Ewigkeit vor, und als die Tür geöffnet wurde, fiel er wie ein Klotz hinaus.

„Also!“ sprach der Untersuchungsrichter. „Wollen das Fazit ziehen. Sie wurden in München zum Spion und Diversanten ausgebildet. Sie ließen einen Zug entgleisen und steckten den Getreidespeicher in Brand. Sie könnten uns ja noch so manches erzählen, aber ich glaube, auch dieses reicht. Werden Sie das Protokoll unterschreiben?“

„Nicht? Das tut mir aufrichtig leid!“ Wieder erhielt Großmanns rechte schon Schaden erlittene Niere einen schmerzhaften Schlag. Mit weit aufgerissenem Mund überwand er den Schock. Wie durch Walle hörte er die Worte seines Folterers.

Ich habe keine Zeit mehr, mich mit Ihnen zu beschäftigen. Abführen! Zurück ins Loch!“ Und nun schrie Großmann auf: „Nein! Nicht zurück! Ich gehe es zu!“

„Was geben sie zu?“ „Alles! Alles gebe ich zu! Alles, was Sie wollen. Nur lassen Sie mich in Gottes Namen in Frieden!“

Als Großmann unterschrieben hatte, fragte ihn der Untersuchungsrichter: „Wissen sie auch, was sie unterschrieben haben?“ „Ich weiß es. Mein Todesurteil. Gott vergebte mir diese Sünde!“

Frau Isabella machte für ihren Mann etwas Ebbares fertig. Sie hatte gehört, wie die Festgenommenen das benötigten. Sie fuhr ins Rayonszentrum. Man hörte sie aufmerksam an und sagte ihr, daß Großmann schon lange in Stawropol sei. Dort müßte sie nachfragen.

Frau Großmann machte sich auch auf diese für sie beschwerliche Reise. Bei einer Gelegen-

heit fuhr sie hin. Hier sagte man ihr, daß Großmann, Ernst Petrowitsch, zu zehn Jahren Freiheitsentziehung verurteilt sei, ohne Recht auf Briefwechsel. Frau Isabella hat nie erfahren, was mit solch einer Formulierung verschlüsselt wurde.

Man tröstete die Frau, sie möge nur warten. Ihr Mann würde hell und gesund nach Hause kommen, und man sprach ihr so gutmütig und teilnahmsvoll zu, daß Frau Großmann mit großer Hoffnungen nach Hause fuhr. Und Ernst Großmann, der Prediger aus Hochfeld, lag bereits im Massengrab.

Es waren Monate verflossen, als bei Winters wieder angeklopft wurde, und wieder bei Nacht und Nebel. Als Winter ans Fenster trat, erkannte er Thea und machte ihr die Tür auf.

„Warum nachts?“ fragte er. „Am Tag geht es schlecht, Onkel Joseph. Der Kommandant paßt wie ein Kettenhund auf. Man muß erst fragen, und ob er dich abläßt, hängt von seiner Laune ab.“

„Willst du etwas zum Essen mitnehmen?“

„Auch das, aber ich möchte auch mit Emma sprechen.“

„Das darfst du. Emma? Hörst du, Emma? Thea ist da.“

Als Emma gekommen war, nahm Winter eine Laterne und ging mit Frau Lise in die Kammer.

„Da bist du endlich!“ rief Emma aus. „Warum zeigst du dich so selten?“

„Der Kommandant.“

„Ich habe von ihm gehört. Er soll ein Scheusal sein!“

„Laß ihn. Emma! Ich habe Wichtiges. Immer noch kein Brief von Arnold. Onkel Wirtmüller meint, man würde die Briefe abfangen. Darum bin ich hier. Du sollst meine Briefe abschicken, muß nur eine Marke aufkleben. Die gibt es bei uns nicht. Aber den Brief darfst du nicht in Hochfeld in den Briefkasten stecken. Gib ihn jemandem mit, der zum Bahnhof fährt. Aber nicht mit dem ersten besten. Und Arnold wird seine Briefe an dich schicken, und du gibst sie dann mir. Tust du das für mich?“

„Aber bestimmt! Ich habe eine Neugierke. Hulda ist fort.“

„Wie fort?“

„Isabella sagte, sie sei in der Stadt. Will sich Arbeit suchen.“

„Dann werden sich unsere Jungen beruhigen müssen. Sie liefern ihr ja nach wie nicht geschickt.“

„Aber keiner wollte sie nehmen.“

„Mir scheint, daß Hulda deswegen auch fort ist.“

„Gleich bringe ich was aus der Kammer. Wirst du essen?“

„Nein. Dankel! Ich muß nach Hause. Mutter ist wieder krank. Ich befürchte, sie macht es nicht mehr lange. Sie ist ja nur noch eine Handvoll.“

„Papa ist jetzt Wirtschaftsleiter im Kolchos“, erzählte Emma. „Der Vogt, der den Vorsitzenden spielt, versteht nichts, und alles hängt auf Papa.“

Frau Winter unterbrach die Mädchen und reichte Thea ein Körbchen.

„Hier“, sagte sie, „es wird deiner Mutter guttun. Und jetzt geh! Es wird schon hell.“

Als Thea nach Neuhoftung zurückkam, wartete man schon auf sie. Frau Reichert ging es schlecht. Sie lag ausgestreckt auf ihren Lager und schaute ihren Mann und die Kinder traurig an.

„Es geht dem Ende zu“, sagte

sie kaum hörbar. „Was wird nur aus euch werden?“

Mutter Reichert schloß die Augen und blieb ruhig liegen. Dann kam ein leiser Seufzer von ihren Lippen, und alles war vorbei.

Vater und Kinder hatten sich fest umschlungen und schauten mit tränenden Augen auf die Tote. Thea machte sich frei und schlich sich hinaus. Sie wollte die Nachbarinnen bitten, die Tote zu besorgen. Sie selbst war unerfahren in solchen Sachen.

Einen Sarg bekam Frau Reichert nicht. Der Kommandant

Eigentum gehörte den Kindern, Arnold, Hulda, Hans und Jascha.

Es wurde schon frisch, als eines Tages eine Arba aus dem Gebirge in den Hof einbog, wo Großmanns gewohnt hatten. Vom Gefährt stiegen Hulda und ein großer stattlicher Mann, dem Aussehen nach ein Angehöriger eines kaukasischen Volkes.

Hulda ging zum Haus und stutzte, als sie das Siegel an der Tür bemerkte.

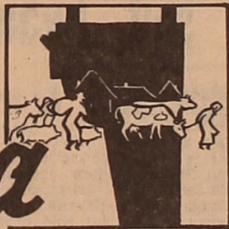
„Was soll das?“ fragte sie.

gen, und es ging zum Dorf hinaus.

Sie kamen immer weiter vom Dorf weg. Der Wald wurde immer dichter. Schamill bog vom Weg ab und führte das Pferd durchs Dickicht bis zu einer Lichtung. Hier hielt der Mann an und band das Pferd an einen Baum. Er half Hulda aus dem Wagen, dann packte er Jascha an den Füßen. Der Junge war so erschrocken, daß er keinen Laut von sich geben konnte, als Schamill ihn im Kreise schwang und mit aller Kraft den Kopf des

Dietrich Rempel

Arnold, Thea und andere mehr



meinte, eine Kulakin hätte das nicht verdient... So untergrub man eine Seite des Grabes, um die Frau, fest und dicht eingewickelt, dort hineinzulegen, damit die Erde nicht gerade auf die Leiche falle.

Reichert bat eine Frau, ein Lied aus ihrem Gesangbuch vorzulesen. Im Chor wurde das Vaterunser gebetet, und dann schüttelte man das Grab zu. Auf den Grabhügel kam ein Kreuz, zusammengenagelt aus einem dicken Ast.

Wieder in der Wohnung bat Eduard den Vater:

„Papa, laß mich gehen. Hier gehen wir alle zugrunde. Ich suche mir Arbeit und werde schon durchkommen.“

„Du hast doch kein einziges Dokument! Wie willst du dich ausweisen?“ entgegnete der Vater.

„Ich bin nicht allein solch einer, und die anderen leben auch. Laß mich gehen, Papa! Hier kann ich euch nicht helfen. Helfe nur das Wenige, das geblieben ist, aufessen.“

„Geh, mein Junge!“ gab Reichert nach. „Suche dein Fortkommen. Du bist nicht auf den Kopf gefallen. Und merke dir! Wenn alle Stränge reißen, suche deine Tante auf, meine Kusine. Eine herzengute Frau. Klara Diener nach dem Mann. Sie wohnt in Nassau, unweit von Prischib. Vergiß das nicht! Nimm meinen Elternseggen mit. Wirst ihn brauchen.“

Sein Bündelchen hatte Eduard bald geschnürt, und als der Mond aufging, machte er sich auf den Weg, zu Fuß. In dieser Nacht mußte er so weit wie möglich kommen. Beim Gehen wiederholte Eduard immer wieder die ihm unbekanntenen Namen Nassau und Prischib, um sie sich einzuprägen.

An diesem Tage starb Isabella Großmann, die ihre unmündigen Jungen Hans und Jascha zurückließ. Die Kinder nahm die Nachbarin, Frau Schwarz, in Verpflegung. Großmanns Haus wurde abgeschlossen und versiegelt. Das

Der Mann wollte das Siegel einfach brechen.

„Nicht doch, Schamill!“ hielt Hulda den Mann davon ab. „Wollen erst bei den Nachbarn nachfragen.“

Als Hulda bei Frau Schwarz eintrat, spielten Hans und Jascha in der Küche. Hulda rief die Jungen an, und schon hingen diese an ihrem Hals. Auf diesen Lärm kam Frau Schwarz nachschauen. Sonst waren die Kinder doch immer so ruhig gewesen. Als die Frau Hulda sah, hieß sie diese willkommen und sagte:

„Da bist du ja wieder! Und wer ist der da?“

„Mein Mann Schamill.“

„Ach sol ist ja gut. Daß deine Mama gestorben ist, weißt du doch?“

„Ja, wir haben es zufällig erfahren. Deswegen sind wir hier!“

„Wollt ihr in euer Haus einziehen?“

„Nein. Wir sind nach den Sachen gekommen. Ich erwarte, daß man sie mir gibt.“

„Warum nicht? Sie gehören je euch. Und was soll mit den Jungen?“

„Die nehmen wir mit.“

„Aber Hans muß doch in die Schule. Er ist Anfänger.“

„Die Schule kann er auch bei uns besuchen, und Jascha hat ja noch ein Jahr Zeit.“

„So, so, Na, ja! Du mußt aber erst zum Dorfrat. Die Schlüssel vom Haus sind dort.“

Schwierigkeiten wurden Hulda nicht gemacht, und am anderen Morgen, in aller Früh, fuhren Schamill und Hulda mit den kleinen Brüdern und den Habseligkeiten ihrer Eltern ab. Schamill führte das Pferd.

Der erste Schnee war gefallen. Schamill hatte schon gestern

Jungen an einen Baumstamm schleuderte.

Hans stand wie versteinert da, aber als Schamill auf ihn zukam, lief er in den Wald hinein, immerfort „Mama!“ rufend. So bald Hans hinter sich Aste krachen hörte, beschleunigte er seinen Lauf. Er fiel, sprang wieder auf und, eilte weiter. Trockenes Gras kratzte ihm Gesicht und Hände blutig. Dornen zerfetzten seine Kleider, aber Hans sah und spürte nichts. „Mama! Mama!“ schreitend, floh er den Berg hinter über Geröll, durch Gehölz und mannhohes Gewächs, bis er auf einen Weg stieß.

Hans konnte nicht mehr. Aus seiner Brust kam ein Röcheln, die Luft reichte ihm nicht aus. Er wollte sich hinwerfen und sterben. Da hörte er Hunde bellen, und wo Hunde sind, wohnen Menschen, und Hans stolperte weiter. Zu Menschen wollte er. Nur zu Menschen! Und da war auch schon das rettende Dorf. Hans hatte noch keine zehn Schritte gemacht, als er ohnmächtig umfiel.

Bald hatte sich um Hans eine Gruppe Kinder angesammelt, die erstaunt den Jungen beäugten, der blutig und in zerrissenen Kleidern wie vom Himmel gefallen schien. Ein Mädchen lief nach Hilfe. Hans war noch nicht zu sich gekommen, als ein alter Mann ihn aufhob und zum Dorfbrunnen trug, wo er ihm das Blut abwusch. Dann brachte er den immer noch besinnungslosen Jungen ins Haus.

Der Alte lößte Hans ein paar Tropfen einer Flüssigkeit ein, und der Junge schlug die Augen auf. Wild schaute er um sich. Er wollte aufspringen, aber der alte Mann redete ihm gut zu. Obwohl Hans kein Wort verstand, beruhigte ihn die weiche, wohlwollende Stimme und die ihn freundlich anschauenden Augen des Großvaterchens. Dann drückte der Alte Hans in die Kissen, legte ihm die Hand auf die Stirn und sagte etwas, was Hans wieder nicht verstand. Da fielen ihm die Augen zu und ihn übermannte ein traumloser Schlaf.

Die Sonne schien schon schräge zum Fenster hinein, als Hans aufwachte. Neben ihm saßen der alte freundliche Mann, den Hans sofort mit Großvater ansprach, und noch drei Onkel, die Hans aufmerksam beobachteten. Einer von diesen Männern sprach russisch, und russisch verstand Hans. Gegenüber ihrem Haus in Hochfeld wohnte eine russische Familie, und die Nachbarkinder waren seine ständigen Spielkameraden gewesen. So hatte er im Spiel bei Glibows die Sprache erlernt und konnte auf die Frage, woher er sei, Antwort geben.

„Aus Hochfeld.“

„Bist du ein Deutscher?“

„Ja.“

„Wie kommst du hierher?“

Hans erzählte, so gut er konnte, was geschehen war. Die Männer wollten ihm nicht glauben, aber Hans beteuerte immer wieder ein und dasselbe. Dann kam ein Milizionär, und noch einmal mußte Hans alles erzählen.

Was weiter geschah, erfuhr Hans nicht. Er fragte auch nicht. Das Mädchen brachte Essen, und Hans aß mit vollem Bissen, so daß der Großvater ihn lobte. Wenigstens nahm Hans das so auf.

Am anderen Morgen setzte der Großvater Hans auf eine Arba.

„Wohin?“ fragte Hans erschrocken.

„Hochfeld.“ antwortete der Großvater.

„Wo deine Saklja?“ fragte der Großvater, als sie ins Dorf einfuhren.

„Dort!“ zeigte Hans mit der Hand auf Tante Schwarz Haus, das sich neben dem ansehnlichen roten Ziegelhaus, in dem Hans ausgewachsen war, bescheiden ausnahm, aber sein Elternhaus kam ihm jetzt fremd vor.

Hans zappelte vor Ungeduld und lief mit den Worten: „Tante Schwarz!“ ins Haus und warf sich ihr in die Arme.

„Jungel Lieber! Jungel! Wo kommst du her? Wo ist Jascha? Was macht Hulda?“

Alles auf einmal wollte Frau Schwarz erfahren, und Hans antwortete:

„Alles erzähle ich Ihnen. Alles! Aber erst müßen Sie Großväterchen mit Tee bewirten.“

„Auch noch ein Großvater! Wo hast du den aufgegeben?“

„Nicht ich. Er hat mich aufgegeben. Auch davon erzähle ich später. Das Großvaterchen hat mir das Leben gerettet. Seien Sie bitte freundlich zu ihm!“

Hans rief den alten Mann ins Haus, wo Tante Schwarz schon mit Tee wartete, und Hans erzählte, was sich in diesen Tagen zugetragen hatte.

Im Dorf hatte es sich bald herumgesprochen, was Hans erlebt hatte, und immer wieder kamen Neugierige, die Hans gern ausgefragt hätten, aber Tante Schwarz ließ niemanden über die Schwelle. „Der Junge muß seine Ruhe haben“, sagte sie.

Hans hatte noch lange mit furchtbaren Alptrüben zu tun gehabt.

Was machen wir mit dem kleinen Großmann?“ wurde die Frage auf einer Sitzung der Kolchosverwaltung aufgeworfen. Der Vorsitzende Vogt sprach seine Meinung kurz und entschieden aus:

„Ins Kinderheim. Was hat der Kolchos mit dem Predigersöhnchen zu tun?“

„So sollte man es denn doch nicht machen“, widersprach Joseph Winter. „Wir müßten beim Dorfrat anfragen und beim Kreis-Kommissariat ansuchen, Arnold Großmann vorfristig zu demobil-

sieren. Immerhin hat der Kleine noch einen Bruder, der in der Roten Armee dient.“

Hans blieb bei Frau Schwarz.

Arnold suchte auf dem Bahnhof eine Fuhrer, um nach Hochfeld zu kommen und dabei stieß er auf Fritz, seinen Freund noch aus der Schule. Beide machten freudige Gesichter und schüttelten sich die Hände, und bestimmt wollte Fritz Arnold mitnehmen.

Auf dem Heimweg erzählte Fritz, was für Änderungen in Hochfeld vorgegangen waren. „In Reicherts Haus ist der Dorf- rat, in Wirtmüllers — das Kolchoskontor, in... und in... usw. Und in eurem sitzt der Schuldirektor.“

„Und die Möbel und das andere?“ fragte Arnold.

„Ach sol Das weißt du also noch nicht. Das ist eine traurige Geschichte. Lieber sollst du sie von mir erfahren, als nichtsahrend von einem Fremden hören.“

„Du machst deine Geschichte spannend.“

„Daß deine Mutter gestorben ist, weißt du?“

„Ja.“

„Und das Hulda von zu Hause fort ist?“

„Auch.“

„Bleibt das Schlimmste. Nimm dich zusammen! Eines Tages kam Hulda mit ihrem Mann, einem aus den Bergen, angefahren und räumte das Haus aus. Nichts ließ sie zurück. Um etwas ihre Habsucht zu bemänteln, nahm sie auch ihre Brüder Hans und Jascha mit, aber die Jungen wurden dem sauberen Paar...“ Fritz bekam einen Rippenstoß. „Verstehe. Ist ja deine Schwester. Also, dem jungen Paar wurde die kleinen Brüder bald hinderlich, und sie beschloßen sich ihrer zu entledigen. Huldas Mann erschlug im Wald den Kleinsten, und als er auch Hans umbringen wollte, gelang es diesem, zu entkommen. Gute Menschen brachten ihn zurück nach Hochfeld. Die fromme Hulda und ihr Mann haben zu zehn Jahren gekriegt. Deinen Teil von eurer Habe wirst du doch wohl nie zu sehen bekommen.“

Arnold schlug mit der Hand. Zusammengebrochen saß er auf dem Sitz, wie vor den Kopf geschlagen. Bis Hochfeld fiel kein Wort mehr.

Als Arnold zu Frau Schwarz kam und Hans anrief, kam der Junge mit einem Jubelschrei auf ihn zugefahren und flog in seine Arme. Arnold hob seinen Bruder auf, und so standen die beiden und weinten sich aus.

Arnold blieb bei Frau Schwarz, die ihn liebevoll aufgenommen hatte und nicht wußte, was sie für ihn tun sollte.

Er bekam viel Besuch. Es kamen seine ehemaligen Mitschüler, auch ältere Leute schauten rein. Arnold spürte, daß hier die Neugierde mehr mitspielte als ein Mitgefühl. Nur als Joseph Winter und Emma kamen, freute er sich aufrichtig.

Nach einigen nichtssagenden Fragen und Antworten wollte Winter wissen, ob Arnold im Sinn habe, dem Kolchos beizutreten.

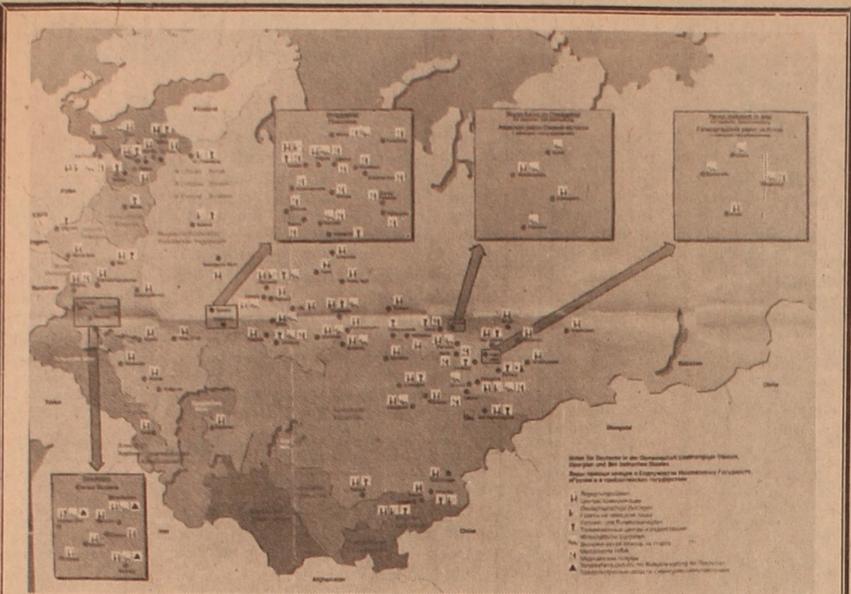
„Nein“, antwortete Arnold. „Ich will fort.“

„Wohin, wenn es kein Geheimnis sein soll?“

„Warum? Zum Kuban will ich, mit Hans. Wir werden uns schon über Wasser halten.“

„Das ist gut“, lobte Winter. „Und Thea?“ fragte Emma.

(Fortsetzung folgt)



Hilfe für Deutsche in der GUS, Georgien und den baltischen Staaten

Neues Infoblatt der Bundesregierung erschienen

Für die 2,5 Millionen Deutschen, die in der ehemaligen Sowjetunion leben, versucht die Bundesregierung neue Zukunftsperspektiven zu schaffen. Die Öffnung der Grenzen zwischen Ost und West hat gezielte Hilfe möglich gemacht. Schon vieles konnte seither verbessert werden, im kulturellen, medizinischen, sozialen und wirtschaftlichen Bereich. Es sind Hilfen, die nicht nur den Deutschen zugute kommen. In weiten Teilen des Landes konnte zum Beispiel die medizinische Versorgung ausgebaut werden. Das Angebot der Apotheken hat sich erweitert, einige Krankenhäuser arbeiten schon mit modernen Geräten. Als besonders nötig erweist sich die Verbesserung der Versorgung mit Lebensmitteln. In Gebieten mit einem hohen Anteil an Deutschen entstehen Bäckereien und Metzgereien. Davon profitiert auch die übrige Bevölkerung in diesen Regionen. Das Schlange stehen nach dem täglichen Brot soll sich wenigstens lohnen und bald nicht mehr notwendig sein. Ein fahrbarer Schlachthofzug

sorgt zum Beispiel im Altal-Gebiet für Frischfleisch. Zu einer sicheren Zukunft gehört das Recht, die eigene Identität zu wahren. Lange Zeit war es den Deutschen nicht möglich, ihre Muttersprache zu pflegen. Die Folge: Nur noch die ältere Generation kann deutsch sprechen. Die meisten Jungen müssen die Sprache erst lernen. Schulen und Kindergärten werden daher mit Büchern und Lehrmaterial in deutscher Sprache ausgestattet, deutschsprachige Medien aufgebaut. Die Deutsche Welle in Köln produziert 14-tägig das Fernsehmagazin „Drehscheibe Europa“ und im Hörfunk „Blickpunkt Europa“. Wer diese Sendungen nicht zu Hause sehen oder hören kann, soll in den Begegnungsstätten die Möglichkeit dazu bekommen. Rund 60 von ihnen sind bereits eingerichtet worden oder befinden sich noch im Aufbau. Nicht überall klappt dieser Aufbau reibungslos. Geeignete Räumlichkeiten zu finden ist nicht einfach, mancherorts kommen Personalschwierigkeiten dazu. Bis alle Begegnungsstätten der Bevölkerung offen stehen, wird noch einige Zeit vergehen.

An welchen Orten heute schon Begegnungsstätten zu finden sind, zeigt ein Falblatt, das die Bundesregierung herausgegeben hat. „Hilfe für Deutsche in der Gemeinschaft Unabhängiger Staaten, Georgien und den baltischen Staaten“, ist jetzt in einer zweiten, überarbeiteten Auflage neu erschienen. Neben den Begegnungsstätten gibt das Falblatt Auskunft über: Deutschsprachige Zeitungen, Fernseh- und Hörfunkanstalten, Wirtschaftliche Starthilfen, Medizinische Hilfen, Kulturprogramme, Kindergärten, Schulen, Hochschulen und Jugendaustausch.

Ein Exemplar des Falblattes liegt dieser Ausgabe bei. Weitere Exemplare können kostenlos bezogen werden beim Bundesminister des Innern Ref. VT 15 Graurheindorfer Straße 198 D-5300 Bonn 1 Bundesrepublik Deutschland

Die Wolgarepublik — ein Akt der Gerechtigkeit

Der Aussiedlerbeauftragte der Bundesregierung, Staatssekretär Dr. Horst Waffenschmidt war nach Moskau geflogen, um das deutsch-russische Protokoll über die Wiederherstellung eines autonomen deutschen Gebietes an der Wolga zu unterzeichnen. Dabei kam es zunächst zu einer Verzögerung, da nach Waffenschmidt's Worten „noch einige Koordinierungsaufgaben unter den Ministern in Moskau zu erledigen waren“. Der Staatssekretär nutzte die Gelegenheit und verschaffte sich an Ort und Stelle — an der Wolga, aber auch in der Ukraine — ein Bild von der gegenwärtigen Situation.

Zurück in Moskau, konnte die deutsche Delegation rasch Klarheit schaffen. „Ursprünglich hatte die russische Seite noch vorgesehen, das Protokoll zu einem späteren Zeitpunkt zu unterzeichnen. Aber wir haben uns da schnell verständigt. Fakt ist jetzt, das Papier ist unterzeichnet und wir haben klare Verhältnisse“, sagte Waffenschmidt. Der Aussiedlerbeauftragte unterstrich: „Die beiden Regierungen haben sich in einer Vereinbarung eindeutig gebunden für dieses Ziel. Es ist Ziel der Deutschen in Rußland und in den anderen Republiken der GUS, die Wolgarepublik zu bekommen. Es ist keine Erfindung von Bonn oder von Moskau, sondern die Deutschen selbst wollen das wiederbekommen, was sie einmal bis 1941 hatten. Das ist ein Akt der Gerechtigkeit“. Nicht nur die Deutschen, sondern auch andere Volksgruppen hatten in der früheren Sowjetunion eigenes Bundesland. „Deshalb wollen die Rußland-Deutschen die Wiederherstellung der Gerechtigkeit. Dafür sind jetzt die rechtlichen Rahmenbedingungen geschaffen. Aber man muß natürlich noch viele Dinge tun“, sagte Waffenschmidt. Vor allem müsse man Schritt für Schritt in den Gebieten mit deutschen Dörfern, in denen Zusied-

lungen stattfinden, oder wo neue Dörfer entstehen, auch immer wieder die russische Bevölkerung dafür gewinnen. Es gibt bereits eine geglückte Zusammenarbeit zwischen diesen Kommunen und den größeren Städten, wie etwa in Saratow/Wolgograd. Innen-Staatssekretär Waffenschmidt: „Wie mir die Verantwortlichen, die Bürgermeister und die Landräte gesagt haben, ist der Prozeß für die Selbstverwaltung der Deutschen doch auf einem positiven Weg“. Vorbehalte der russischen Bevölkerung gegen die Ansiedlung der Rußland-Deutschen hat Waffenschmidt nicht gehört. Er räumte allerdings ein: „In jedem Land, in dem sich die Menschen frei äußern können, was ja nun endlich auch in Rußland möglich ist, sind immer vielerlei Stimmen zu hören. Deshalb sollte man etwaige Vorbehalte nicht übertreiben“.

Spontane Straßenbefragungen von Journalisten hätten, etwa in Saratow, gezeigt, daß die Stimmung überwiegend positiv ist. Die dort lebenden Russen sehen die Ansiedlung von Deutschen auch unter dem Aspekt des eigenen Vorteils. Da gibt es durchaus im eigenen Interesse. Zum Thema Ausreise nach Deutschland meinte Dr. Waffenschmidt: „Wir haben auf unserer Reise gehört, daß in den südlichen Republiken der GUS immer mehr Deutsche unter einem gewissen Verteilungsdruck stehen, der sie veranlaßt, an eine Ausreise zu denken. Oft kommt es auf Grund nationaler Strömungen, auch fundamentalistischer Islamgruppen, zu Schwierigkeiten. Es läßt sich heute nicht genau sagen, wieviele Men-

schen das betreffen wird. Aber wir wollen für diese Deutschen auf zwei Wegen eintreten. Zum einen werden wir verstärkt die Minderheitenrechte anmahnen, die ja auch Kasachstan, Kyrgystan und andere Republiken vertreten wollen, auch im Rahmen der Zusammenarbeit, die sie ansonsten mit Deutschland und auch mit anderen Staaten haben. Das Zweite ist, wir versuchen jetzt sowohl an der Wolga, wie auch im Altal-Gebiet, im Omsk Gebiet und in der Südukraine verstärkt Aufbaumöglichkeiten für die Deutschen zu schaffen, etwa durch das Aufstellen von Wohncontainern und durch Schaffung von Übergangsheimen in Zusammenarbeit mit russischen oder ukrainischen Stellen“. Die Rußland-Deutschen haben in etlichen Gebieten „Kundschafter“ ausgesandt. Waffenschmidt: „Im Odesa-Gebiet habe ich etwa 1 000 davon getroffen. Sie sehen sich um, informieren sich und etwa in der Ukraine oder im Altal wird ihnen Land angeboten.“

Zum Problempunkt, wonach mit den für Deutsche vorgesehenen Gebieten Bodenspekulation betrieben werden soll, äußerte sich der Staatssekretär ganz entschieden: „Wir haben an einer Stelle gehört, das dort, wo nach Meinung der ukrainischen Odesa-Verwaltung ein deutsches Dorf entstehen soll, Makler unterwegs waren, um Land zu erwerben. Ich habe sofort eine Arbeitsgruppe unserer Experten zurückgeschickt, die den eindeutigen Auftrag hat, diese Vorgänge zu untersuchen. Wenn das so ist, passiert dort mit deutschem Geld nichts. Da muß man gleich Zeichen setzen. Da muß umgehend für Ordnung gesorgt werden. Wir wollen, daß die Menschen, die jetzt eine neue Heimat aufbauen, nicht in Abhängigkeit von irrgewandlichen Spekulanten geraten. Man muß sehen, dort wird gearbeitet in einem Land, das sehr im Umbruch ist und viele Rahmenbedingungen entstehen neu. Da kann es schon Spekulationsversuche geben, aber nicht mit uns. Das haben wir auch den Gebietsverwaltungen klar gesagt. Ich habe darüber noch ein Gespräch mit der Minderheitenministerin der Ukraine geführt. Es ist unüberverständlich erklärt worden: Wir wollen für die Deutschen nur ganz klare, saubere und rechtlich einwandfreie Lösungen“.

Kyrgysstan und Georgien wollen Deutsche halten

Die Republiken Georgien und Kyrgysstan wollen den dort lebenden Deutschen eine echte Perspektive zum Bleiben geben. Dieses Fazit zog der Staatsminister im Auswärtigen Amt, Helmut Schäfer, nach einem Besuch

in beiden Republiken. Aus Gesprächen mit dem kyrgysstischen Präsidenten Akajew und dem georgischen Staatsratsvorsitzenden Schewardnadse hat Staatsminister Schäfer den Eindruck gewonnen, daß das Interesse an ei-

ner Zusammenarbeit mit Deutschland „außergewöhnlich groß“ sei. In Kyrgysstan unterzeichnete Schäfer ein Kulturabkommen. Es war der erste Besuch eines deutschen Regierungsmitglieds in der mittelasiatischen Republik.

gesamt 400 000 Deutschen aus der früheren Sowjetunion in Gang zu setzen.

Die Bayerisch-ukrainische Gesellschaft will hierbei mitwirken und sich weiter als Mittler zwischen der deutschen mittelständischen Wirtschaft und der Ukraine betätigen. Das tun die Mitglieder zu Zeit noch aus eigener Tasche. Ein kommerzieller Erfolg ist die Gesellschaft nicht und soll es auch nicht werden. Laut Satzung des eingetragenen Vereins sollen etwaige spätere Gewinne aus Provisionsgeschäften ausschließlich humanitären Zwecken in der Ukraine zugute kommen.

Die Kontaktadresse der Bayerisch-ukrainischen Gesellschaft: Widenmayerstraße 5 D-8 000 München 22 Bundesrepublik Deutschland

Ein Wanderer zwischen zwei Welten

Er hat als Korrespondent in Bonn vier Kanzler (Adenauer, Brandt, Schmidt und Kohl) erlebt und in Moskau über Jahre die Auslandsaktivitäten und internationale Berichterstattung der Prawda „Wahrheit“ geleitet. Gegenwärtig ist Journalist Grigorjew wieder Journalist in Bonn. Die Umwälzung in seinem Land beobachtet er mit wachem Augen und weiß deshalb auch sehr genau um die Probleme der Rußlanddeutschen. Mit leiser, eindringlicher Stimme sagt er: „Wir brauchen diese Menschen in unserem Land, sie sollten bleiben und mithelfen, beim schwierigen Umbau der Wirtschaft und der Gesellschaft“. Der kritische Beobachter sagt aber auch: „Unordnung und chaotische Verhältnisse stören die Entwicklung in der GUS“.

Als journalistische Aufgabe wertet Grigorjew, „Probleme, die unser Land hat, deutlich darzustellen“. Nach vielen Gesprächen und Begegnungen, gerade auch mit Rußlanddeutschen, die den Schritt nach Deutschland getan haben, sagt der Korrespondent: „Erst einmal sehen diese Menschen nur das Schlaraffenland Deutschland, wo so vieles ganz anders ist als in ihrer alten Heimat“. Auch Aussiedlungswillige verschlossen deshalb die Augen vor den Schwierigkeiten, die sich nach dem Eintreffen in der Bundesrepublik ergeben. „Es liegt leider außerhalb des Verständnisses, daß dies alles, was man hier kaufen kann und was die Deutschen über Jahrzehnte erreicht haben, schwer erarbeitet ist“.

Grigorjew, der ausgezeichnet deutsch spricht, plant gerade zwei Bücher in deutscher Sprache über die Wiedervereinigung aus russischer Sicht und über seine Arbeit in Deutschland zwischen 1957 und 1992 zu schreiben. Deshalb sucht er noch einen Verlag, der diese Projekte mit ihm realisiert. Ab September wird er wieder in Moskau journalistisch tätig sein und dort wird er auch den Versuch unternehmen, ein wenig aufklärerisch zu wirken. „Jeder, der als Rußlanddeutscher die Koffer packt, um sein Glück in Deutschland zu suchen, muß wissen, daß er Chancen hat, aber auch große Risiken eingeht“. Er gibt ein Beispiel: „Ein junger Mann, der als Student nach Deutschland kam, versucht sich jetzt als Bauarbeiter durchzuschlagen. Doch er ist dieser Arbeit und auch dem Leben hier nicht gewachsen. Deshalb tritt er bald die Rückreise in die GUS an.“

Zum Thema Wolgarepublik tritt Grigorjew dafür ein, daß überall dort, wo, wie z. B. auch in der Ukraine Deutsche in großer Zahl gelebt haben, Wiederansiedlung möglich wird. „In solchen Gebieten mit gemischter Bevölkerung könnte für alle eine erstrebenswerte gemeinsame Aufbaubarbeit geleistet werden.“

Der Journalist, der wie ein Wanderer zwischen zwei Welten 35 Jahre seines Lebens in Bonn und Moskau verbracht hat, hofft auf tatkräftige Unterstützung von Unternehmen in der Bundesrepublik. „Wer heute in der GUS investiert und dabei langfristig denkt, kann sicher in einigen Jahren ernten, was jetzt begonnen wird.“

Mediendienst „redaktion“

„Kein Mittelstand seit Iwan dem Schrecklichen“

Hugo Lidl ist zwar Pensionär, aber Ruhestand bedeutet das für den 71-jährigen gelernten Exportkaufmann nicht. Im Gegenteil: Lidl hat sich als Präsident der Bayerisch-ukrainischen Gesellschaft noch einmal auf Neuland gewagt. Er ist ein Pionier der Marktwirtschaft in der Ukraine. Bereits 1987 diskutierte er mit den damaligen sowjetischen Behörden in Moskau, Leningrad und Kiew über Möglichkeiten, das planwirtschaftliche System durch Elemente der Marktwirtschaft zu reformieren. 1989 setzte die bayerische Staatsregierung zusammen mit der ukrainischen Regie-

rung ein Signal: Das gegenseitige Unterstützungsabkommen wurde unterzeichnet. Einen Bestandteil dieses Abkommens machte sich die 1991 gegründete Gesellschaft Lidl's zu Hauptanliegen: den Aufbau eines Mittelstands in der Ukraine. Hugo Lidl erinnert an die historische Dimension dieses Unterfangens: „Einen Mittelstand gab es seit Iwan dem Schrecklichen bis heute nicht“, daher warnt Lidl davor, das marktwirtschaftliche System der heutigen Bundesrepublik unverändert zu übernehmen. Das Gebot der Stunde, so Lidl, sei eine „sozial gerecht-

Marktwirtschaft“. Für die soziale Komponente hat die Gesellschaft auch etwas beigetragen. Seit rund drei Monaten werden sozial schwache Ukrainer mit Spendengeldern unterstützt. Zu den primär wirtschaftlichen Aufgaben der Bayerisch-ukrainischen Gesellschaft sind unversehens soziale hinzugekommen. Durch regelmäßige Reisen in die Ukraine weiß Lidl um die Nöte der Menschen. In der Hauptstadt Kiew unterstützt die Gesellschaft den Bau einer Klinik. Bayerische Unternehmen spenden endoskopische Instrumente und Röntengeräte.

Lidl steht in Verhandlungen mit den zuständigen bayerischen Ministerien und den ukrainischen Behörden, um den Austausch auf sozialer, kultureller und wirtschaftlicher Ebene zu vertiefen. Seine Philosophie: Am Rande des europäischen Kontinents sollen stabile politische und wirtschaftliche Verhältnisse geschaffen werden, um das Gespenst sozialer Unruhen und einer großen Arbeitswanderung zu bannen. Im Hinblick auf die 400 000 Deutschen in der Ukraine macht sich Lidl wenig Sorgen: „Sie sind solide Bürger ihres Staates“. Die Gesellschaft

will einen Beitrag leisten, um die Lebensperspektiven der Deutschen in der Ukraine zu verbessern. Nach Lidl's Erfahrungen haben mittlerweile viele junge Leute erkannt, daß sich mit der zunehmenden Verflechtung der Ukraine mit der Weltwirtschaft die eigenen Perspektiven verbessern. Diese Absichten der Gesellschaft decken sich mit den erklärten Zielen der ukrainischen Regierung. „Sie will ihre Deutschen behalten“, meint Lidl. Mehr noch: Die Ukraine hat bereits 500 Millionen Rubel bereitgestellt, um ein Programm zur Wiederansiedlung von ins-

Be Familie mit elf Enkeln zu holen. „Die Kasachen vertreiben uns von dort“, behauptet Richard. Die Sprache in Schulen, Hochschulen und Zeitungen werde auf Kasachisch umgestellt; es gebe keine Arbeit, Russen und Deutsche würden als erste entlassen.

„Nach Deutschland muß man fahren“, enthüllt er seine wirklichen Absichten, eine Tochter sei schon in Deutschland verheiratet. Sein Sohn Wolodja, 38, ist skeptischer: „Des Deutschen nicht mächtig, käme er sich in Germanija reichlich deplaziert vor. Deshalb will er lieber in der Ukraine bleiben und ein Haus bauen. Dafür teilt die Sowchose schon Land zu, es fehlen nur noch eine Million Rubel für das Baumaterial; derzeit 20 durchschnittliche Jahreslöhne oder aber 4 000 Mark.“

Bis zum nächsten Frühjahr sollen alle Übersiedler in der Sowchose von Petrodolinsk in eigenen Häusern wohnen. Was aber, wenn demnach der Backstein nicht zwei, sondern drei Rubel das Stück kostet? Zehn Kilometer weiter in Dobro-Alexandrowka geht es um ganz andere Dimensionen. Früher hieß das Dorf „Alexanderhilf“. Jetzt hilft Bonn. Das Bundesinnenministerium läßt die lutherische Kirche aus dem 19. Jahrhundert, die bisher der Sowchose-Tschapajew als Klubhaus diente, renovieren und finanziert ein neues Kulturzentrum mit 744 000 Mark.

Auf dem Rohbau, der noch immer ohne Dach ist und eigentlich diesen Monat Richtfest hätte haben sollen, gerät der Sowchose-Direktor Wassilij Schewtschenko, 55, ins Schwärmen. „Genauso wie im Westen“ werde das Kulturzentrum aussehen, wenn es fertig ist. Der Bauleiter nickt dem Gutsinspektor dienstförmig zu: Leider gebe es momentan Lieferschwierigkeiten mit dem Material, deshalb ruhe die Arbeit gerade.

Aber Schewtschenko hat noch größere Pläne: Gleich hinter dem Kulturzentrum sei Platz für ein Sportzentrum, mit Kindersport-

schule und Schwimmbad. Das ganze koste nur läppische zwei Millionen Mark.

Allerdings ist in Dobro-Alexandrowka, dem Vorzeigobjekt für deutsche Delegationen, bis heute noch kein Übersiedler eingetroffen. Die drei deutschen Familien, die hier schon seit Jahrzehnte wohnen, wollen ausreisen. Die Deutschen nebenan aus Peterstal sind auf das Projekt Dobro-Alexandrowka gar nicht gut zu sprechen: „Wozu wird dort ein Kulturzentrum gebaut, wo wir das Geld für Wohnhäuser brauchen?“

Die Zentrums-Idee stammt vom SPD-Bundestagsabgeordneten Jan Oostergetelo, 58, der Niederlande. Er lehrt ukrainischer Landwirtschaft: Jeweils 20 Praktikanten bringt er für ein Vierteljahr auf bundesdeutsche Bauernhöfe, mit Familienanschlüssen; mit Gerät für 1 000 Mark und einem gebrauchten Traktor kehren sie zurück.

Der begierige Schewtschenko freilich „bekommt keine Mark mehr“, sagt Oostergetelo. Er hat dem Ukrainer auch das Verlangen ausgedrückt, die Kirche, wenn sie fertig ist, sich selbst zu unterstellen. Die kriegt der lutherische Superintendent in Odesa.

„Jeder will sich hier, an diesem Feuerchen wärmen“, fällt auch Wolfgang Döke von der deutschen Botschaft in Kiew auf; der ukrainische Staat habe die Umsiedlung von Deutschen bisher „zu deklarativ“ gehandhabt. Eine für die Umsiedlung zuständige Arbeitsgruppe existiert nur auf dem Papier. „Es ist alles noch halbgewalt“, urteilt der Diplomat über den Fortgang der Ansiedlung von Deutschstämmigen. Die Berliner Ost-Handels-GmbH, die DDR-Eigentum abwickelt, verfügt über einen Anteil an einem Erzabbau-Kombinat bei Kirowgrad, das nie fertiggebaut wurde. In den mobilen Wohncamps lassen sich jetzt 400 Familien auf je 20 Quadratmetern unterbringen, meint die Firma. Sie meldet einen Buchwert von 94 Millionen Mark an, samt vorhandener Baumaschinen. Das ist soviel, wie 400 schlichte Einfamilienhäuser in Deutschland kosten.

Neue Heimat bei Königsberg

Sie haben Kasachstan verlassen, Freunde und Verwandte bleiben zurück. Doch ihr Ziel war nicht die Bundesrepublik, sondern die Region um Königsberg (Kaliningrad). Nach Schätzungen haben diesen Weg bereits über 10 000 Rußland-Deutsche gewählt. Pörschken heißt einer dieser Orte, in denen sich Rußlanddeutsche neu angesiedelt haben. Dabei gebe es keine Probleme, berichtet Pfarrer Kurt Beyer aus Dresden, der seit einem halben Jahr die neu entstandenen evangelischen Gemeinden im ehemaligen Ostpreußen betreut. Auch dies ist kein leichtes Unterfangen in einer Region, die mit 15 000 Quadratkilometern halb so groß wie Belgien ist.

Zuzugsbeschränkungen gibt es nicht, wie Übersiedler sagen. Sie haben den Schritt nicht bereut. Auf dem Land gibt es keine Wohnungsprobleme, selbst Großfamilien finden Raum und Arbeit. „In ländlichen Gebieten haben die Menschen, die aus Kasachstan oder anderen Regionen kommen, die besten Chancen“, bestätigt auch Pfarrer Beyer. Viele haben sich bereits zu Selbstversorgern entwickelt. Sie bauen Obst und Gemüse an, halten Hühner, Schweine und Rinder. Allerdings fehlen landwirtschaftliche Maschinen, Molkereieinrichtungen und Geräte für die Viehschlachtung und -verarbeitung. Auch das Konservieren der Obststerne ist schwierig, weil die Zuckerrationen knapp sind.

Die Rußlanddeutschen, die den Weg in die Region um Königsberg gegangen sind, hoffen deshalb auf Hilfe aus Deutschland. Ihnen wäre schon mit bescheidenen technischen Gerätschaften sehr geholfen.

Alles halbgewalt

Das von der Ukraine angekündigte Ansiedlungsprogramm für Deutsche stößt auf Geschäftsinteressen und Inkompetenz.

„Sie fühlen sich von allen verlassen“, beschreibt SPIEGEL-Korrespondent Martin Helmerich, 27, den Seelenzustand jener deutschstämmigen Neuanwanderer aus den Steppen Kasachstans, die dem Ruf von Präsident Leonid Krawtschuk zum massenhaften Niederlassen auf „den besten Böden der Ukraine“ folgten. Seit Juli arbeitet die Slawistin und Politologin für den SPIEGEL im neu eröffneten Büro Kiew. Wie alle Landesbewohner ignoriert sie beim Einkauf auf dem Markt die seit dem Tschernobyl-Destrier registrierte Strahlenbelastung örtlicher Bodenfrüchte. Drei einander abwechselnde Leibwächter (Monatslohn 150 Dollar) schützen sie gegen die eskalierende Kriminalität und wehren bereits zwei Einbruchversuche ab. Keine andere deutsche Zeitung oder Fernsehstation ist in der ukrainischen Hauptstadt vertreten. Von den Recherchen in den Sprengeln der Deutschstämmigen um Odessa kehrte Martina Helmerich mit dem Befund zurück: „Für viele ist das bloß eine Durchgangsstation mit dem Fernziel Deutschland“.

Auf den 7 000 Kilometern über Land, vom Süden Kasachstans bis zum Dorf Peterstal, wandelte sich die Habe von Hilda Hupratschenko, 54, in Schrott. Kein Möbelstück hat den teuren Transport im zerbeulten Container hell überstanden. „Sogar die Nähmaschine ist kaputt“, sagt ihr Mann Leonid und zeigt auf das gebrochene Pedal aus Gußeisen.

Zu vierzehn, mit Kindern und Kindeskindern, kehrten sie vor drei Wochen dem Städtchen Michalowka bei Dshambul in Mittelasien den Rücken. Ukraine-Präsident Leonid Krawtschuk hatte versprochen, sein Land werde Hunderttausende Deutschstämmige aufnehmen, zur Wiederherstellung der historischen Gerechtigkeit. Der unter Stalin 1941 verfügte Deportation fielen nicht nur die Bewohner der deutschen Wolga-Republik zum Opfer, sondern auch rund 350 000 Deutsche in der Ukraine. Für Rückkehrer hat Krawtschuk die „besten Böden“ im Süden seines Staates ausgewickelt. Sein Kalkül: Deutsche Ansiedler bringen deutsches Geld. Im Januar gründete er dafür einen Fonds und investierte 500 Millionen „Kupons“ — das ist ein inflationärer Rubel-Ersatz, der nur in der Ukraine gilt. Die Kiewer Staatsbank gab das Geld im Juni frei, jetzt ist es fast nur noch halb soviel wert — zwei Millionen Mark lassen sich dafür eintauschen. Bonn aber hat, um Aussiedler von Deutschland fernzuhalten, der Ukraine 20 Millionen Mark für 1993 bereitgestellt: Um dieses Geld geht es.

Die Familie Hupratschenko

Die Familie Hupratschenko — die Deutsche Hilda hatte in Kasachstan einen dorthin verschlagenen Ukrainer geheiratet — sieht davon nichts. Auch die Aussicht auf ein eigenes Stück Land erfüllt sich bisher nicht. „Um die Versorgung der Ukraine zu gewährleisten“, heißt es im Landwirtschaftsministerium, „ist eine Privatisierung momentan kaum durchführbar.“

Die Übersiedler müssen sich zunächst ein Dach über dem Kopf schaffen. Landmaschinen und Saatgut sind kaum verfügbar. So bleibt der Familie Hupratschenko nur übrig, sich als Landarbeiter auf dem Staatsgut, der Sowchose, zu verdingen. Die Töchter Tatjana und Ljudia, ausgebildete Lehrerinnen, sehen das ganz pragmatisch: „Bisher haben wir Kinder erzogen, jetzt erziehen wir halt Kälber“. Ihre Männer arbeiten auf einer Baustelle der Sowchose; sie bauen Häuser, aber noch nicht für sich selbst. Erst einmal sind die alteingesessenen Sowchosniks von Petrodolinsk dran, das bis 1941, als dort vor allem Deutsche wohnten, Peterstal hieß.

Hildas Eltern dagegen kamen von der Wolga. Angelockt hat sie jetzt der selbsternannte Übersiedlungsfunktionär Wladimir Leinweber aus Odessa, der im kasachischen Fernsehen auftrat und den Deutschen Wohnung und Arbeit in der Ukraine versprach. Er selbst betreibt unter dem Firmennamen „Wiederaufbau“ Exportgeschäfte.

31 deutsche Familien aus Kasachstan sind auf diese Weise ins ehemalige Peterstal gekommen, noch 30 werden folgen. „Sie haben viele Kinder“, sagt Sowchose-Chef Sergej Schuk, der ihnen vorübergehend Quartier bietet. Schlosser Erhard Richard hat sich das alles angesehen und fährt dennoch zurück in die Republik Kasachstan, um seine gro-

Be Familie mit elf Enkeln zu holen

Die Familie Hupratschenko — die Deutsche Hilda hatte in Kasachstan einen dorthin verschlagenen Ukrainer geheiratet — sieht davon nichts. Auch die Aussicht auf ein eigenes Stück Land erfüllt sich bisher nicht. „Um die Versorgung der Ukraine zu gewährleisten“, heißt es im Landwirtschaftsministerium, „ist eine Privatisierung momentan kaum durchführbar.“

Die Übersiedler müssen sich zunächst ein Dach über dem Kopf schaffen. Landmaschinen und Saatgut sind kaum verfügbar. So bleibt der Familie Hupratschenko nur übrig, sich als Landarbeiter auf dem Staatsgut, der Sowchose, zu verdingen. Die Töchter Tatjana und Ljudia, ausgebildete Lehrerinnen, sehen das ganz pragmatisch: „Bisher haben wir Kinder erzogen, jetzt erziehen wir halt Kälber“. Ihre Männer arbeiten auf einer Baustelle der Sowchose; sie bauen Häuser, aber noch nicht für sich selbst. Erst einmal sind die alteingesessenen Sowchosniks von Petrodolinsk dran, das bis 1941, als dort vor allem Deutsche wohnten, Peterstal hieß.

Hildas Eltern dagegen kamen von der Wolga. Angelockt hat sie jetzt der selbsternannte Übersiedlungsfunktionär Wladimir Leinweber aus Odessa, der im kasachischen Fernsehen auftrat und den Deutschen Wohnung und Arbeit in der Ukraine versprach. Er selbst betreibt unter dem Firmennamen „Wiederaufbau“ Exportgeschäfte.

31 deutsche Familien aus Kasachstan sind auf diese Weise ins ehemalige Peterstal gekommen, noch 30 werden folgen. „Sie haben viele Kinder“, sagt Sowchose-Chef Sergej Schuk, der ihnen vorübergehend Quartier bietet. Schlosser Erhard Richard hat sich das alles angesehen und fährt dennoch zurück in die Republik Kasachstan, um seine gro-

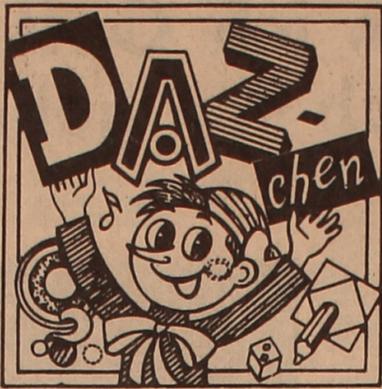


In Akmola ist ein Privatlyzeum geöffnet worden. Interessenten gibt es viel, aber nicht jede Familie hat die Möglichkeit, monatlich 1 000 Rubel für das Lernen zu bezahlen. In der 1. Klasse sind heute 10 Schüler, für ein Experiment genügt das. Mit der Zeit werden die Eltern vielleicht verstehen, daß man das Bildungssystem ohne Geld nicht umgestalten kann.

Statt Klassenleiterin gibt es im Lyzeum eine Klassendame, die viel wissen und können muß. Ludmilla Osdejewa, die Klassen-

dame der Abc-Schützen, unterrichtet sie in Sport, Musik und Tanz. In allgemeinbildenden Fächern unterrichtet Galina Filipschikowa. Den Lyzealschülern stehen der Jugendpalast, ein Sportplatz und ein Schwimmbassin zur Verfügung. Für die materiell-technische Basis sorgt der Sponsor der neuen Bildungseinrichtung — der Kleinbetrieb „Perspektive“. Wir glauben, daß das Lyzeum eine Zukunft hat. Die Legende vom entgeltlichen Unterricht bewahrheitet sich...

Text und Foto: KasTAG



Kurzmeldungen

In Omsk wurde ein kleiner Fälschmünzer festgenommen. Er hatte mit dem Kugelschreiber einen 500-Rubel-Schein gezeichnet und ihn einem Bürger aus Mongolei verkauft. Es sei bemerkt, daß der Schein einem echten sehr ähnlich sah, diese Tatsache aber entloh jedoch den kleinen Fälscher nicht einer Strafe.

Eine gute Nachricht für Beatlesfans: Jeff Wanfore, der englische Regisseur, dreht einen Film über das weltberühmte Ensemble. „Das wird ein Film über ihre Geschichte werden, wie sie diese selbst erzählen“ so Wanfore. Der erste Teil des Films wird Anfang des nächsten Jahres gezeigt.

Aus dem Leben berühmter Persönlichkeiten

Goethe und die Studenten

Goethe war einst nach einer Wanderung in ein Wirtshaus eingekehrt und trank eine kleine Flasche Wein, den er in seinem Glas mit Wasser verdünnte. An einem anderen Tisch saßen fröhliche Studenten beim Zechen. Als sie nun sahen, daß der Herr am Nebentisch den Wein mit Wasser mischte, begannen sie, sich über ihn lustig zu machen. Einer fragte sogar spöttisch, warum der Herr das edle Getränk mit Wasser verdünne. Da erwiderte Goethe schlagfertig:

„Wasser allein macht stumm, das beweisen im Teiche die Fische. Wein allein macht dumm, das beweisen die Herren am Tische. Und da ich keines von beiden will sein, trink ich das Wasser vermischt mit Wein.“

Pirogow in Paris

Als der berühmte russische Chirurg Pirogow in Paris war, besuchte er einmal die medizinische Akademie. Niemand erkannte ihn. Er betrat ein Auditorium und nahm an den Hörern Platz. Der Professor, der Vorlesung hielt, führte gerade an einer Sache eine schwierige Operation vor. Dabei sagte er: „Diese Operation hat als er-

ster der russische Chirurg Pirogow vollbracht.“

Als die Operation beendet war, verlangte der Professor, die Studenten sollten sie wiederholen. Aber keiner konnte sich dazu entschließen. Da stand Pirogow auf, trat an den Operationstisch und begann zu operieren. Der Professor und die Studenten verfolgten aufmerksam jede seiner Handbewegungen und bewunderten das meisterhafte Können des unbekanntem jungen Mannes. Der Professor rief: „Ausgezeichnet! Pirogow selbst hätte es nicht besser machen können! Übrigens — wie ist Ihr Name, bitte?“ „Pirogow“.

Einverstanden

Mark Twain rauchte sehr stark. Er rauchte sogar schon morgens im Bett dicke Zigarren. Einmal — es war gegen Mittag, aber der Humorist lag noch im Bett — besuchte ihn ein Freund. Als dieser in das raucherfüllte Zimmer trat, prallte er entsetzt zurück und rief: „Mein Lieber, du rauchst zu viel! Diese Luft kann doch kein Ochse vertragen!“

„Einverstanden“, brummte Mark Twain, „aber ich konnte doch nicht wissen, daß du mich heute besuchst.“

Eingesandt von ERNA MAIER

Zum Kichern

Egons Eltern sind mit ihrem kleinen Sohn unzufrieden. „Warum hast du nicht gesagt, daß du eine schlechte Note bekommen hast?“

„Doch, ich habe gesagt, aber ihr wart zu dieser Zeit nicht zu Hause.“

Jörg kommt aus der Schule. Die Mutter fragt ihn: „Na, hast du heute in der Schule nichts Schlechtes getan, mein Junge?“

„Nein! Ich habe doch die ganze Stunde in der Ecke gestanden.“

Mutter: „Petra, was soll ich dir zum Geburtstag schenken?“

Petra: „Schenke mir 50 Kilo Altmittel. Wir wollen die 5b überholen.“

„Kannst du überhaupt etwas schnell tun, Otto?“

„Natürlich, ich werde schnell müde.“

„Opa, wie konntest du bis 100 Jahre leben?“

„Ich hatte Geduld, Junge.“

„Max, ich kann die Adresse von Tante Irma nicht finden. Weißt du nicht, wo sie ist?“

„Nein, Mutti, aber schreib doch einfach an Tante Irma, und sie schickt dir die Adresse.“

Wir wollen Deutsch lernen!

Die Schule Nr. 18 ist in Alma-Ata einzigartig. Zur Zeit arbeiten hier 175 Lehrer, die den Lehrprozeß erfolgreich gestalten. In der Schule lernen etwa 2 000 Schüler; jeder kann nach Wunsch eine der vier Arten des Unterrichts wählen. In der Schule gibt es Klassen mit erweitertem Deutschunterricht, in denen die Schüler Deutsch ab zweiter Klasse lernen. Eine große Anzahl von Studenten, die man diesem Fach widmet, sichern gute Kenntnisse. Im Jahre 1990 wurde in unserer Schule eine Klasse mit deutscher Unterrichtssprache gegründet. Es gibt noch eine Musik-

Natürlich besteht auch die vierte Art des Lernens — so wie in den Durchschnittsschulen der Stadt. Der Schüler kann Deutsch oder Englisch wählen und es ab 5. Klasse lernen.

Die Schüler der deutschen Klasse fühlen sich so, als wären sie in Deutschland. Sie feiern Nationalfeste, sprechen überall nur deutsch. Sie treten vor den Schülern und den Gästen aus Deutschland in deutschen Volkstrachten auf. Ihnen helfen die Schüler aus den Musikklassen. Sie spielen Klavier, tanzen und singen deutsche Lieder. Jedes Jahr führt die Schule eine Woche der deutschen Sprache durch. Die Schüler machen deutsche Wandzeitungen, sagen Gedichte auf, und die Jury bewertet die Leistungen der Wettbewerbsteilnehmer. Im vorigen Jahr zeigten Natasscha Tumassowa, Larissa Bytschkowskaja und andere Schüler gute Deutschkenntnis-

se. Die Kinder nehmen auch an Veranstaltungen im Rahmen der Stadt und Republik teil. Auf der 4. Republikolympiade der deutschen Muttersprache in Alma-Ata wurde Larissa Bytschkowskaja und andere mit Diplomen ersten Grades gewürdigt. Die Schule pflegt enge Beziehungen zum Gymnasium Bondenwald in Hamburg. Jährlich machen sich die besten Schüler mit den Sehenswürdigkeiten dieser Stadt bekannt und vervollkommen ihre Deutschkenntnisse. Aus Deutschland kommen zu uns zum Gebenbesuch deutsche Schüler, die sich mit Alma-Ata bekannt machen und unser Schulleben kennenlernen. Eine besondere Innigkeit verleiht diesen Besuchen das Leben in den Familien der jeweiligen Schüler.

Jetzt bereiten wir uns auf den Empfang einer Gruppe aus dem deutschen Gymnasium vor, die Ende September nach Alma-Ata kommt. In unserer schweren Zeit ist das nicht gerade leicht. Manchmal finden sich Sponsoren und helfen der Schule in dieser Sache. Deshalb wenden wir uns an die interessierten Organisationen und die Unternehmer unserer Republik und des Auslands: Helft bitte unserer Schule mit den nötigen Ausrüstungen! Das wird zweifellos zur Festigung der Freundschaftsbeziehungen zwischen Kasachstan und Deutschland beitragen. Telefon der Schule: 42-95-33.

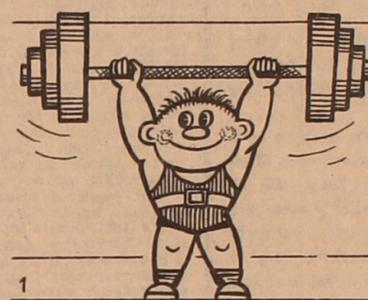
Alexej KOLTSCHEIN, Jungkorrespondent

Alma-Ata Schule Nr. 18

Ewald Katzenstein

Vom Apfelbaum

Wir setzen ein Apfelbäumchen vorm Haus, Bruno, Franz und ich. Wir heben zuerst die Erde aus. Bruno, Franz und ich. Wir nehmen den lieben Setzling jetzt schnell. Bruno ist schon mit dem Wasser zur Stell'. Der Franz hält das Stämmchen, ich schaufle drauflos. Schon steht unser Bäumchen, es wird bald groß. Wir laden euch dann alle herzlich ein, Bruno, Franz und ich, im Herbst unsere teuren Gäste zu sein, Bruno, Franz und ich. Wir sitzen im Schatten dann manche Stund', und die Äpfel, die kullern uns selbst in den Mund.



Ohne Worte. Zeichnung: Alexander Schestakow

Rätsel

Es fährt auf der Straße, hat Motor und vier Räder. Ein Mann sitzt am Steuer. Von euch kennt es jeder.

(das Auto)

Waldecho

Ich war damals etwa fünf oder sechs Jahre alt. Wir lebten auf dem Lande.

Eines Tages ging meine Mutter in die Erdbeeren und nahm auch mich mit. In jenem Jahr gab es ganz schön viel Erdbeeren. Sie wuchsen gleich am Dorftrand, auf einem alten Holzschlag.

Ich kann mich noch ganz gut an jenen Tag erinnern, obwohl seitdem über fünfzig Jahre verflossen sind. Der Tag war sommerlich sonnig und heiß. Sobald wir uns aber dem Wald näherten, zog plötzlich eine dunkelblaue Wolke herauf, und ein heftiger Regen prasselte nieder. Die Sonne schien aber weiter. Die Regentropfen fielen auf die Erde, klatschten wuchtig gegen die Blätter. Sie blieben an Grashalmen, Ästen von Sträuchern und Bäumen hängen, und in jedem Tropfen spiegelte sich spielend die Sonne wider. Kaum hatten wir, meine Mutter und ich, uns unter einen Baum gestellt, als der Sonnenregen schon zu Ende war.

„Guck mal, Jura, wie schön es geworden ist“, sagte meine Mutter, als sie aus dem Geäst hervorging.

Ich guckte. Über den ganzen Himmel zog sich ein buntfarbiger Regenbogen hin. Mit einem Ende stützte er sich an unser Dorf, das andere aber verlief sich weit in den Wiesen hinter dem Fluß.

„Fein!“ sagte ich. „Gerade wie eine Brücke. Ich möchte mal gern darüber laufen!“

„Lauf lieber auf der Erde“, meinte meine Mutti lachend, und wir gingen in den Wald Erdbeeren suchen.

Auf Lichtungen, an Baumstämpfen und Erdhäufen — überall fanden wir große reife Beeren.

Von der sonnendurchwärmten Erde stieg nach dem Regen leichter Dampf. Die Luft roch nach Blumen, Honig und Erdbeeren. Atmete man diesen wunderbaren Duft mit der Nase, glaubt man aromatisches süßes Getränk zu trinken. Und damit es vollends der Wahrheit gleichkäme, pflückte ich Erdbeeren und steckte sie nicht ins Körbchen,

sondern direkt in den Mund. Ich lief von Strauch zu Strauch und schüttelte die letzten Regentropfen davon herab. Mutter ging in der Nähe umher, darum hatte ich gar keine Angst, mich im Walde zu verirren. Ein großer gelber Schmetterling flog über die kleine Lichtung hinweg. Ich riß die Mütze von meinem Kopf und rannte ihm nach. Aber der Schmetterling flog mal ganz nah am Gras, mal stieg er hinauf. Ich rannte ihm lange nach, konnte ihn aber doch nicht fangen — er war in dem Wald verschwunden.

Ganz außer Atem blieb ich stehen und blickte mich um. Wo ist denn meine Mutti? Sie war nirgends zu sehen.

„Hallo!“ rief ich, so wie ich an unserem Haus beim Versteckspiel gerufen hatte.

Und plötzlich hörte ich irgendwoher aus der Ferne, aus der Tiefe des Waldes: „Hallo!“

Ich fuhr sogar zusammen. War ich so weit von meiner Mutter fortgelaufen? Wo war sie? Wie sollte ich sie wiederfinden? Der ganze Wald, der noch vor ein paar Augenblicken so lustig war, schien mir so geheimnisvoll, ja schrecklich zu sein.

„Mama!... Mama!“ schrie ich aus Leibeskräften, schon bereit, in Tränen auszubrechen.

„A-ma-ma-ma-ma-a-a!“ schien mich jemand in der Ferne nachzuäffen. Und im selben Augenblick lief meine Mutter hinter den Büschen hervor.

„Warum schreist du? Was ist los?“ fragte sie erschrocken.

„Ich dachte, du bist weit weg von mir!“ antwortete ich sofort beruhigt. „Und im Walde neckt mich jemand!“

„Wer neckt dich?“ fragte mich die Mutter verständnislos.

„Ich weiß es nicht. Ich rufe, und er ruft zurück. Hör nur mal zu!“ Und ich rief nun schon wieder aber tapfer: „Hallo! Hallo!“

„Hallo! Hallo!“ schallte es aus der Waldestiefe zurück.

„Das ist doch nur das Echo!“ sagte meine Mutter.

„Das Echo? Aber was macht es da?“

„Es macht nichts. Deine Stimme hallt im Wald wider, aber dir scheint, daß jemand dir antwortet.“

Ich hörte meiner Mutter mißtrauisch zu. Wie kam es denn vor: meine eigene Stimme antwortete mir doch, auch wo ich selbst schon schwieg?

Wieder versuchte ich zu rufen: „Komm her!“

„He-e-e-er!“ hallte es im Wald wider.

„Mutti, aber vielleicht neckt mich doch jemand!“ fragte ich unschlüssig. „Komm, sehen wir mal nach.“

„Wie dumm bist du aber noch!“ lachte meine Mutter. „Na komm, wenn du willst, aber wir werden bestimmt niemanden finden.“

Ich nahm meine Mutter auf alle Fälle bei der Hand — wer weiß, was das ist, ein Echo! und wir gingen den Pfad entlang in die Tiefe des Waldes hinein. Ab und zu rief ich:

„Bist du hier?“

„Hie-ie-ie!“ antwortete es vorne.

Wir überquerten eine Waldschlucht und gerieten in einen lichten Birkenhain. Hier war mir gar nicht mehr bange.

Ich ließ die Hand der Mutter los und lief voraus.

Und plötzlich erblickte ich das Echo. Es saß auf einem Baumstumpf, mir den Rücken gekehrt. Es war ganz grau, mit einer grauen zottigen Mütze, wie der Waldgeist von einem Märchenbild. Ich schrie auf und stürzte zur Mutter zurück:

„Mutti, Mutti, da sitzt doch das Echo auf dem Baumstumpf!“

„Was für Dummheiten redest du!“ ärgerte sich die Mutter.

„Wird es uns nichts antun?“ fragte ich. „Sei bitte nicht dumm“, antwortete die Mutter.

Wir traten auf die Lichtung.

„Da, da!“ flüsterte ich. „Dies ist doch Großvater Kusma, er weidet die Kühe!“

Als das Echo die Stimme meiner Mutter hörte, drehte es sich um, und ich erblickte den bekannten weißen Bart, den Schnurbart und die Augenbrauen, so weiß wie aus Watte, als hätte man sie an das braungebrannte, wie ein gebackener Apfel, zerfurchte Gesicht absichtlich geklebt.

„Großvater, und ich dachte, du bist ein Echo!“ schrie ich, während ich auf den alten Mann zulief.

„Ein Echo?“ wunderte sich er, seine Schalmel beiseitelegend, die er mit dem Messer abhobelte. „Das Echo ist doch kein Mensch mein Lieber. Das ist nur eine Waldstimme.“

„Wieso — Waldstimme?“ fragte ich verständnislos.

„Das ist so: Du rufst in den Wald hinein, und er bringt's dir zurück. Jedes Bäumchen, jeder kleine Strauch gibt einen Wiederhall. Hör mal her, wie ich mich mit ihnen unterhalte.“

Der Großvater setzte seine Schalmel an den Mund und begann zart und langegezogen zu spielen. Er spielte so, als sänge er ein trauriges Lied. Und irgendwo, ganz weit im Walde, hallte eine andere, ebensolche Stimme wider. Meine Mutter kam heran und setzte sich auf einen anderen Baumstumpf. Der Großvater hörte auf zu spielen, und das Echo ebenfalls auf.

„Na, mein Junge, hast du nun gehört, wie ich mich mit dem Wald unterhalte?“ fragte der alte Mann. „Das Echo ist die Seele des Waldes. Wenn ein Vogel pfeift oder ein Tier brüllt, bringt es dir alles zurück, es verheimlicht nichts. Geh nur im Walde herum und höre hin. Es wird dir alle Geheimnisse des Waldes offenbaren.“

Aber damals hatte ich dennoch nicht verstanden, was das war, ein Echo. Ich gewann es jedoch für mein ganzes Leben lieb — wie eine geheimnisvolle Waldstimme, wie ein Schalmelied, wie ein altes Kindermärchen.

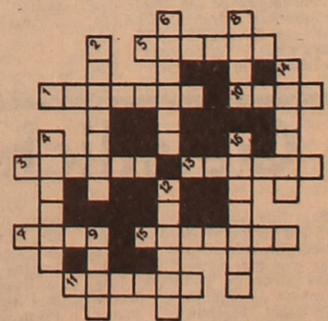
Und heute, nach vielen, vielen Jahren, erinnere ich mich, sobald ich das Echo im Walde höre, sofort an jenen sonnigen Tag, an die Birken und an die Lichtung, in deren Mitte auf einem Baumstumpf etwas Zottiges, Graues sitzt. Vielleicht unser Dorfhirt, vielleicht aber auch kein Hirt, sondern ein Waldgeist aus dem Märchen. Er sitzt auf einem Baumstumpf und bastelt an seiner Schalmel herum. Dann spielt er an einem stillen Abend, wenn Bäume, Gras und Blumen einschlafen, hinter dem Wald langsam der Mond hervorgeht und eine Sommernacht beginnt.

Georgi SKREBIZKI

Käferlein

Auf meiner Hand liegt ein Käferlein. Es ist ja bekannt, so ein Käfer ist klein. Er stellt sich dabei noch ganz mausetot, als ob ihn die ganze Welt bedroht. Ich tu dir ja nichts, du kleiner Versteller. Flieg doch davon, schneller, schneller!

Kreuzworträtsel



- 1. Sandwüste in Turkmenien.
2. Österreichischer Komponist.
3. Halbinsel in Nordamerika.
4. Modell der Erde.
5. Sorbischer und deutscher Schriftsteller.
6. Stadt in Thüringen (BRD)
7. Amerikanische Kleinkatze.
8. Deutscher Komponist.
9. Landwirtschaftsausstellung bei Leipzig.
10. Mittelgebirge in der BRD.
11. Teil eines Hemdes.
12. Süßigkeit.
13. Bundesland der BRD.
14. Deutscher Bildhauer und Graphiker.
15. Staat im südlichen Mitteleuropa.
16. Vergangenheitsform des Verbes.
Zusammengestellt von Nikolai CHMELENIK

„Wenn ich Gott diene, muß ich ihm gehorchen“

Viktor Gräfenstein — der einzige deutsche Pfarrer in der Ukraine — zwischen Heiliger Schrift und den Segnungen des Westens



ne belebte Mittfünfzigerin mit buntem Kopftuch hat Schwierigkeiten, den Sinn des Gesagten zu verstehen und versucht daraufhin ihrer Nachbarin zu erklären, daß es doch „besuchen“ anstatt „versuchen“ heißen müsse. Auch die Umstizenden schalten sich in das Gespräch mit ein. Nur... die Lösung des Problems weiß keiner so genau. So wird nach einigen Minuten schließlich in der Bibel nachgeschaut und die Richtigkeit der Pfarrerworte festgestellt.

Die Sprache ist für die Gemeinde ein sehr schwieriges Problem. Derzeit müssen die Gottesdienste noch zweisprachig abgehalten werden. „Ich möchte aber eine deutschsprachige Schule und eine Sonntagsschule für Kinder aufmachen“, plant Gräfenstein. Sein Ziel: In einem bis einhalb Jahren nur noch einsprachige deutsche Gottesdienste. „Leider werde ich dies nicht schneller schaffen, da ich mich auch noch um die anderen Gemeinden kümmern muß“. Als einziger evangelischer Pastor auf dem Gebiet der Ukraine betreut Gräfenstein derzeit sieben registrierte Gemeinden im ganzen Land. Etwa 20 Gemeinden soll es insgesamt geben.

Die Gemeinden in Frieden zusammenführen So frängt sich der optimistische Pastor Woche für Woche in einen der überfüllten Züge und fährt in alle Himmelsrichtungen: nach Lwow, Charkow, Dnepropetrowsk, Kiew, Jalta und Sapropetrowsk, hört sich die Probleme der Leute an und versucht zu helfen. So probiert er derzeit die gespaltene Gemeinde in Dnepropetrowsk in Frieden wieder zusammenzuführen. In einer anderen Gemeinde wurde in die Wohnung einer sechszehnjährigen Frau dreimal hintereinander eingebrochen. „Seelischer Beistand reicht in solchen Fällen nicht mehr aus“, so Gräfenstein. „Wir werden für diese Frau ein neues, sicheres Türschloß kaufen. Ein gutes Schloß kostet um die 200 Rubel, das könnte sie sich bei einer Rente von 350 Rubel gar nicht leisten.“

200 Rubel stellen aber auch für die Odessaer Gemeinde eine arge Belastung dar. Sind ihre finanziellen Mittel doch so gering, daß Pastor Gräfenstein seine Zugfahrten in die anderen Gemeinden aus eigener Tasche bezahlen muß. „Als ich aus Taldy-Kurgan hierher kam, hatte ich Ersparnisse von 50 000 Rubel. Bis heute sind noch 5 000 übriggeblieben.“ Auch die 1 000 Rubel Monatslohn können dann die Ausgaben des Pfarrers in keiner Weise decken. Er hofft, daß in nächster Zeit, wesentlich mehr Rußlanddeutsche in das Odessaer Gebiet umsiedeln und somit mehr Spendengelder für die Gemeinde zusammenkommen werden.

12 000 Rubel müßten laut Gräfenstein monatlich aufgebracht werden, um eine funktionierende Kirche mit Gemeindezentrum und Angestellten zu unterhalten. An eine Kirchensteuer oder ähnliches

ren auch über das Leben und Schaffen des Dichters, über die Forschung seines Erbes bei uns und im Ausland. Wir machten langsam einen Rundgang durch die Kirche, wandelten auf den Pfaden im kleinen Park. Dabei trafen wir Touristen aus Deutschland und Polen, eine Gruppe von Geschäftsleuten aus England und Erholungssuchende aus Swetlogorsk. Unwillkürlich dachten wir daran, wie reich das Gebiet Kallinigrad an geschichtlichen Denkmälern verschiedener Kulturen ist. Hier stehen die Burgruinen teutonischer Ritter, die stillen Denkmäler den russischen Soldaten — den Helden der Schlacht bei Friedland 1807. In Ehren wird das Andenken an den genialen Philosophen E. Kant gehalten. Frische Blumen liegen stets an die Obelisken der Sowjetsoldaten. Gepflegt wird das Grab des großen Astronomen Friedrich Bessel.

Auf diesem Boden gibt es so viel Gemeinmenschliches! Dieses Gemeingut zu erhalten, das Andenken an die Menschen, die hier gelebt haben, zu wahren, ist die Aufgabe jedes Menschen, ganz gleich welchen Volks und Glaubens.

Wenjamin TEREMEZKI Kallinigrad

Kinder-Bibel

Bearbeitet von Irmgard WETH

28. Mose
Zu dieser Zeit brachte eine Israelitin ein Kind zur Welt. Als sie sah, daß es ein Sohn war, erschrak sie sehr. „Was für ein schönes Kind!“ sagte sie zu sich. „Es soll nicht sterben wie die anderen Kinder. Ich will, daß es lebt!“

Schnell verbarg sie das Kind in ihrem Haus, in einem dunklen Versteck, und wartete bange auf die Soldaten des Königs. Aber kein Soldat kam in das Haus. Niemand entdeckte das Kind. Tage und Wochen vergingen. Drei Monate gingen ins Land. Das Kind wurde größer und größer.

Und seine Stimme wurde von Tag zu Tag lauter. Da konnte es die Mutter nicht länger im Haus verbergen.

Was sollte sie tun? Sie überlegte hin und her. Schließlich faßte sie einen kühnen Entschluß: Sie ging zum Ufer des Nil, holte sich Schilfgras und flocht daraus ein Kästchen. Das verschmierte sie außen mit Pech, so daß kein Wasser eindringen konnte.

Dann legte sie ihr Kind in das Kästchen, trug es heimlich hinunter zum Fluß und versteckte es am Ufer zwischen dem Schilfgras. Danach lief sie schnell nach Hause zurück. Niemand durfte merken, was sie getan hatte.

Da lag nun das Kind in seinem Kästchen auf dem Nil, mutterseelenallein. Nur Mirjam, die ältere Schwester, hielt heimlich Wache am Ufer. Sie hatte sich im Gebüsch versteckt.

Aber plötzlich horchte Mirjam auf. Stimmen wurden laut. Schritte kamen näher. Mirjam spähte zwischen den Strüchern hervor. Da sah sie eine Schar Mädchen zum Baden kommen. Doch mitten unter ihnen — o Schreck! — wen entdeckte sie da?

Die Tochter des Pharao kam mit ihren Dienerinnen zum Baden. Die Tochter des gefürchteten Königs! Sie kam geradewegs auf das Wasser zu. Plötzlich blieb sie stehen und zeigte auf das Schilf. „Seht doch!“ rief sie ihren Dienerinnen zu. „Seht, was dort schwimmt! Ein geflochtenes Kästchen! Holt es schnell aus dem Wasser!“

Ich will wissen, was darin versteckt ist!“ Da holte eine Dienerin das Kästchen aus dem Wasser und brachte es der Königs-tochter.

Die nahm das Kästchen, öffnete es und schaute hinein. Da sah sie das Kind. Es weinte und blickte zu ihr hoch.

„Das arme Kind!“ rief die Königs-tochter voll Mitleid.



„Sicher gehört es den Israeliten. Es darf aber nicht sterben wie die anderen israelitischen Kinder.“

Ich will es retten. Mein Kind soll es werden. Und Mose will ich es nennen, das heißt: „aus dem Wasser gezogen“.

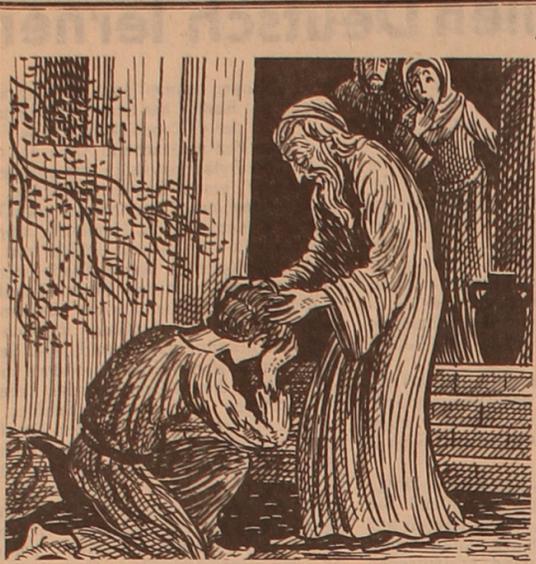
Denn ich habe es gefunden und aus dem Wasser geholt. Und ich will für das Kind wie eine Mutter sorgen.“

Als Mirjam das hörte, kam sie schnell aus ihrem Versteck hervor, verneigte sich und sagte: „Ich kenne eine Frau, die kann das Kind stillen. Soll ich sie holen?“

„Ja!“ bat die Königs-tochter. „Hol sie schnell her!“

Da lief Mirjam nach Hause und holte — ihre eigene Mutter!

(Fortsetzung, Anfang Rn. 12, 16, 21, 27, 29, 31, 33, 34, 38) (Fortsetzung folgt)



Der Sohn sprach aber zu ihm: Vater, ich habe gesündigt gegen den Himmel und vor dir; ich bin hinfort nicht mehr wert, daß ich dein Sohn heiße.

Aber der Vater sprach zu seinen Knechten: Bringt schnell das beste Kleid hervor und tut es ihm an und gebt ihm einen Fingerreif an seine Hand und Schuhe an seine Füße, und bringt das Kalb, das wir gemästet haben, und schlachtet's; lasset uns essen und fröhlich sein!

Denn dieser mein Sohn war tot und ist wieder lebendig geworden; er war verloren und ist gefunden worden. Und sie fingen an, fröhlich zu sein.

Aber der ältere Sohn war auf dem Felde. Und als er nahe zum Haus kam, hörte er das Singen und den Reigen... Da ward er zornig und wollte nicht hineingehen. Da ging sein Vater heraus und bat ihn.

Er aber antwortete und sprach zum Vater: Sieh, so viele Jahre diene ich dir und habe dein Gebot noch nie übertreten; und du hast mir nie einen Bock gegeben, daß ich mit meinen Freunden fröhlich wäre. Nun aber dieser dein Sohn gekommen ist, der dein Gut mit Dirnen verprät hat, hast du ihm das gemästete Kalb geschlachtet. Er aber sprach zu ihm: Mein Sohn, du bist allerzeit bei mir, und alles, was mein ist, ist dein.

Du solltest aber fröhlich und guten Mutes sein; denn dieser dein Bruder war tot und ist wieder lebendig geworden, er war verloren und ist wiedergefunden.

Lukas 15, 21-25, 28-32.

Propagandistische Irreführung

Immer mehr kriegerische Auseinandersetzungen in Ost- und Südosteuropa haben ihre Ursache nicht nur in einem Nationalitätenkonflikt, sondern im Wiedererwachen längst überwunden geglaubter Konkurrenz christlicher Glaubensrichtungen. Erinnert sei in diesem Zusammenhang an die vielzitierte These des katholischen Theologen Hans Küng, für den es keinen Weltfrieden ohne den Frieden der Religionen und Konfessionen untereinander gibt.

Im zerfallenden Jugoslawien spielt die serbisch-orthodoxe Kirche eine zweideutige Rolle. Erst segnete sie die Waffen und rechtefertigte die Annexion fremder Gebiete aus historischen Gründen, dann aber stellten sich die serbisch-orthodoxen Bischöfe offen gegen den kommunistischen Staatspräsidenten Milosevic. Dieses Aufbegehren entpuppt sich bei näherem Hinsehen freilich als propagandistische Irreführung. Beinahe täglich wendet sich die serbische Kirche mit Telegrammen an Amnesty International, die UNO und ökumenische Organisationen, um von „Konzentrationslagern“ der Kroaten und grausamen Angriffen auf orthodoxe Kirchen und Priester zu berichten.

Prompt hereingefallen auf diese Propaganda ist die Konferenz Europäischer Kirchen, KEK, in Genf, ein Zusammenschluß anglikanischer, orthodoxer und protestantischer Kirchen. Die

KEK warf unlängst den Kroaten vor, einen „Völkermord“ an den Serben zu planen. Eine gemeinsame Delegation des Ökumenischen Rates der Kirchen und der KEK, die das Kriegsgebiet besuchte, berichtete anschließend nur vom Leid der Serben, vom Elend der Juden, Katholiken, Moslems und Protestanten war nur am Rande die Rede, von deren systematischer Vertreibung überhaupt nicht.

Daß die großserbische Politik von der orthodoxen Kirche unterstützt wird, macht auch die Stellungnahme von Bischof Bakka deutlich. Der plädiert zwar für die friedliche Koexistenz der Völker und Religionen, doch nur unter serbischer Flagge. Andernfalls, so der Gottesmann, drohe eine „katholische Überfremdung“ samt „Vernichtung der Serben“.

Wie lange wollen sich die internationalen ökumenischen Organisationen eigentlich noch vor den Karren der serbisch-orthodoxen Propaganda spannen lassen? Einmal mehr hat es den Anschein, als fehle den Kirchen der nüchterne Blick für die Realitäten. Die Liste der politischen Fehleinschätzungen des Weltkirchenrates und der KEK reicht von der NATO-Nachrüstung über Südafrika bis jetzt nach Jugoslawien. Der Glaubwürdigkeitsverlust ist entsprechend groß.

Dieter BUCHMANN, (PPL)

Geistlicher und Poet

Mehrmals hatte ich Gelegenheit, den Rayon Nesterow zu besuchen. Mir scheint, ich habe ihn kreuz und quer bereist. Aber die kleine Siedlung Tschistyje Prudy unweit der litauischen Grenze blieb dabei irgendwie immer außer meiner Acht.

Aber unlängst überredete ich meinen Freund von der Autobahn nach rechts einzubiegen, in eine wenig gepflegte, stellenweise zerfahrene Straße.

Was zog mich im diesen stillen, am Rande des Gebietes liegenden Ort an? „Kristonas Donelaitis wurde 1714 in einer Bauernfamilie im Flecken Lazdunelai geboren. Er besandete eine Armenschule in Königsberg und 1740 die Universität.“

Der junge Litauer wurde als Pastor in die lutheranische Gemeinde in Tolminkemis eingeweiht und diente seinen Gemeindegliedern ehrlich und ergeben bis an sein Lebensende. Die meisten von ihnen waren einfache litauische Bauern.

Kristonas Donelaitis, ein hochgebildeter Mensch, begeisterte sich für Literatur und Musik. Das schwere Leben der Bauern

beobachtend, konnte er nicht umhin, mit ihnen mitzufühlen. Seine Gedanken und Emotionen brachte er in dichterischer Form im Poem „Die Jahreszeiten“ und in Fabeln zum Ausdruck. Das Poem wurde später berühmt. In diesen Werken offenbarte sich ein hervorragendes Neuerer-talent des großen Künstlers des Wortes, eben diese Werke wurden grundlegend für die schriftliche Literatur der Litauer.

Während in Europa der Klassizismus und in den deutschen Staaten die Übersetzungsliteratur vorherrschten, wobei die Dichter antike Helden und Ritter priesen, besang der bescheidene Priester das Leben und die Arbeit in einem entlegenen Dorf in der Sprache seines Volkes, indem er Freud und Leid der einfachen Bauern der hohen Literatur zuführte.

Nachdem er die höchsten Werte der Weltkultur in sich aufgenommen hatte, verlor er die Verbindung mit seinen Heimatwurzeln nicht, wurde Wortführer der Hoffnungen des schaffenden Volkes. Nach E. Mezalaitis war er nicht nur der Urheber der realistischen Richtung in der litauischen Literatur, sondern auch ein hervorragender Vertreter des Realismus in der Literatur der europäischen Völker.

Die Oberschichten Litauens hielten Donelaitis für einen „Bauerndichter“, aber die progressive litauische Öffentlichkeit las ihn.

Die erste Ausgabe des Poems „Die Jahreszeiten“ mit Vorwort und Übersetzung ins Deutsche veröffentlichte 1818 Ludvikas Reza, ein litauischer Dichter und Philologe, Gründer des Seminars für die litauische Sprache an der Universität Königsberg.

Die ersten Zeilen des Poems sind von einer 1818er Weltauffassung durchdrungen. Donelaitis idealisiert die Bauernarbeit und die schöpferischen Momente darin, die ihm Freude und Genugtuung bereiten, zeichnet markante Bauerngestalten, lyrische Naturbilder. Daneben zeigt er auffallend kühn und offener Beziehungen zwischen den Gutsbesitzern und Leibeigenen, indem er sich für die Bauern einsetzt, die er auch im Leben oft verteidigte. Der Dichter fühlte tief die Naturkraft der Muttersprache.

Zum ersten Mal wurde das Poem „Die Jahreszeiten“ vollständig während des Großen Vaterländischen Krieges ins Russische übersetzt; 1946 erschien es in Moskau. Das Erbe des Dichters wurde zum Gemeingut der Völker des großen multinationalen Landes, der Weltliteratur.

1979 wurde das K. Donelaitis-Museum in der Siedlung „Tschistyje Prudy“ (dem ehemaligen Tolminkemis) nach großen Forschungs- und Restaurationsarbeiten im wiederaufgebauten Kirchengebäude eröffnet. Dieses Museum wurde zur Zweigstelle des Gebietsmuseums für Geschichte und Kunst. Die Restaurationsarbeiten wurden von Architekten N. Kitkauskas ausgeführt, die Glasmalereien nach Motiven des Poems „Die Jahreszeiten“ fertigte A. Garbauskas.

Die Zeit hat uns die Gesichtszüge des Dichters nicht erhalten. Doch die langjährige mühselige Arbeit der litauischen Archäologen, Anthropologen und Maler ermöglichte deren Wiederherstellung. Nach den erhaltenen sterblichen Überresten des Dichters hat V. Urbanovicus, ein Schüler M. Gerassimows, mit dessen Methode ein paar Porträts und Skulpturen von Donelaitis hergestellt. Einige davon sind im Museum zu sehen.

Seine Materialien Informle-



„Haus der Freude und Hoffnung“

Der im April 1992 gegründete Kinderfonds „Bobek“ ist an die Realisierung seiner Wohltätigkeitsmission der Hilfe für kranke und unglückliche Kinder, an die Verteidigung ihrer Rechte unabhängig von der Herkunft, der sozialen Lage, der Rassen, nationalen und religiösen Zugehörigkeit gegangen. Dabei wird besondere Aufmerksamkeit Kindern geschenkt, die ohne Eltern geblieben sind, Invaliden sowie denjenigen, die sich unter ungünstigen ökologischen und anderen extremen Bedingungen befinden.

Die Stifter des Fonds „Bobek“ waren die Alma-Ata Stadtverwaltung, die Ministerien für Volksbildung und Gesundheitswesen, große staatliche Betriebe und Kommerzstrukturen.

Im Rahmen seiner Möglichkeiten verpflichtet sich der Fonds „Bobek“, die nötige materielle Hilfe und moralische Unterstützung minderbemittelten und kranken Kindern zu erweisen. Der Fonds organisiert Fürsorge für Kinderheime und spezielle Kur- und Erziehungseinrichtungen. Er trägt zur Behandlung der Kinder mit schweren Erkrankungen

in den Kliniken des Landes und im Ausland bei und versorgt unentgeltlich mit Arzneien Kinder aus minderbemittelten und kinderreichen Familien.

Am 3. Oktober 1992 veranstaltete der Fonds „Bobek“ und die Alma-Ata Stadtverwaltung in Alma-Ata die erste und nach ihrem Maßstab beispiellose Wohltätigkeitsaktion — die Fernsehmarathon-Aktion „Haus der Freude und Hoffnung“. Der Fernsehmarathon verfolgt das Ziel, Mittel für den Bau eines Diagnostik- und Therapiezentrums für Kinder namens „Bobek“ zu sammeln. Das Zentrum ist als ein System von Einrichtungen gedacht, das alle Seiten des Kindergesundheitswesens umfaßt: frühe Diagnostik, Pflege der Neugeborenen, Krankenhaus für medizinische Sofortmaßnahmen und Rehabilitationssanatorium. Die Computerbank des Zentrums wird Angabens aus der ganzen Republik über Kinder enthalten, die ernste medizinische Hilfe benötigen.

Ein besonderes Programm ist im Zentrum „Bobek“ für die Invalidenkinder vorgesehen: Hier

wird eine Kunstschule mit einem speziellen Programm für die Ermittlung und Entwicklung begabter Kinder eröffnet werden.

Der im Alatauvorberge gebaute Kinderkrankenhauskomplex enthält auch ein Hotel, in dem die Eltern der kranken Kinder wohnen können, um den Ärzten und Kranken zu helfen. Ein jeder, der dem Aufruf der Aktion „Haus der Freude und Hoffnung“ Folge leistet und spendet, kann sich sicher sein, daß sein Geld für den Erwerb moderner Ausrüstungen und den Bau eines einzigartigen Diagnostik- und Therapiezentrums für Kinder verwendet werden wird, das keine Analoga in Asien hat und das den Kranken die Hoffnung auf Gesundwerden und den Hoffnungslosen auf Rettung einflößen muß.

Die Hauptstätte der Durchführung des Fernsehmarathons wird der Republikpalast in Alma-Ata sein.

Die direkte Fernsehübertragung wird allen Kasachstanern nicht nur den Verlauf dieser Aktion verfolgen, sondern auch daran unmittelbar teilnehmen hel-

fen. Mit den Gebieten der Republik wird eine direkte zweiseitige Verbindung hergestellt werden, die Post wird die operative Zustellung von Geldern und Korrespondenzen an die Fernsehmarathon-Aktion gewährleisten.

Im Laufe des Marathons werden sich beste Musiker, Sänger, Ensembles und Estradestars Kasachstans und der GUS-Länder an einem großen Konzert beteiligen. Ihre Auftritte werden einen Wohltätigkeitscharakter tragen. Gegenwärtig werden Verhandlungen auch mit einer Reihe von ausländischen Darstellern geführt.

Sponsor der Transportleitung von Künstlern zum Marathon wird die Zentrale Luftverkehrsagentur sein.

Der bevorstehende Marathon „Haus der Freude und Hoffnung“ wird zu einem überaus großen Ereignis im Leben des Staates werden und die gesellschaftliche Meinung so auf die Belange und Probleme der Kinder lenken.

Dem Aufruf zu Barmherzigkeit und Mitleid Folge zu leisten, ist die heilige Pflicht eines jeden unserer Landsleute. Durch die Unterstützung der Aktion „Haus der Freude und Hoffnung“ unterstützen Sie unsere Zukunft!

Kinderfonds „BOBEK“

Gebiet Dshambul. Ihr Kindertraum ging in Erfüllung — sie konnte nun fliegen. Freilich mit dem Fallschirm. Natalja Krupnowa, pädagogische Direktorin der Sportschule für Kinder und Jugendliche am Technologischen Institut Dshambul, „bezwang“ das Luftmeer 78 Mal.

Heutzutage begeistert sich für diese hinreißende Sportart ein beträchtlicher Teil der Jugend. Der Dshambuler Fliegerklub ist auf seine Abgänger stolz. Über 100 von ihnen wurden gleich Krupnowa Leistungssportler, darüber hinaus Meister des Sports. Die meisten kommen aber, um nicht so sehr den Himmel, wie sich selbst zu „bezwängen“. Und das gelingt ihnen auch.

Unsere Bilder: 1. An den Start. 2. Der Leistungssportler Dmitri Sergejew (rechts) hat bereits 192 Sprünge auf seinem Konto; und Natalja Krupnowas Tochter Wika empfängt ihre Mutter auf der Erde. Fotos: KasTAg

Anzeige

КОРПОРАЦИИ «ПРОГРЕСС КаНеО»

требуется на постоянную работу специалист с отличным знанием немецкого языка, знающий делопроизводство, владеющий основами работы с оргтехникой.

Контактный телефон: 42-35-22.

ДИЕ КОРПОРАЦИЯ „ПРОГРЕСС КаНеО“ sucht für eine Dauerbeschäftigung einen Fachmann mit perfekter Deutschkenntnis, der Büroarbeit beherrscht und/Organisationstechnik zu bedienen versteht.

Unsere Telefonnummer: 42-35-22

Österreich soll Hammer und Sichel behalten

Der österreichische Wappentier wird wohl auch weiterhin Hammer und Sichel als Symbole des Arbeiter- und des Bauernstandes in seinen Krallen tragen. Bundeskanzler Franz Vranitzky hat die lebhafteste Debatte um die Symbole jetzt für beendet erklärt. Anlaß für den Sinneswandel des Kanzlers, der sogar schon Künstler zur Ideenschule für ein neues Wappen ermuntert hatte:

Laut einer Umfrage haben 84 Prozent der Österreicher nichts gegen die vom Kommunismus diskreditierten Symbole einzuwenden. Die Diskussion hatte zuletzt zunehmend kabarettistische Töne angenommen. Die Grünen hatten gar vorgeschlagen, statt des kriegerischen Adlers das „schmackhafte Backendl“ zum Wappentier zu erheben. dpa

Sieben Tonnen Papierrubel sichergestellt

Sieben Tonnen Papierrubel hat der Zoll in einer Moskauer Garage sichergestellt. Wie das Russische Fernsehen in der Sendung „Westi“ berichtete, sei das Geld dort in 202 Säcken zwei Monate lang gelagert worden. Der Betrag von 300 Millionen Rubel sei mit zwei kleinen Passagierflugzeugen aus Lettland für geschäftliche Transaktionen gebracht worden, die von der Bank Technopo-

lis abgewickelt werden sollten. „Westi“ zufolge habe die Bank dem Zoll im Moskauer Flughafen keine amtlichen Belege für diese Riesensumme vorweisen können. Auf Anordnung der Staatsanwaltschaft sei das Geld beschlagnahmt worden, da die Zentralbank grenzüberschreitende Geldtransporte, die von ihr nicht genehmigt sind, verboten hat. ITAR—TASS

Deutscher Fahrradreisender radelte durch Udmurtien

Der deutsche Fahrradreisende Heinz Stücke hat jetzt die östlich der Wolga gelegene Republik Udmurtien durchgereidet. Dieser Tage wurde er im örtlichen Fernsehen gezeigt. Der heute 52-jährige ist schon seit 30 Jahren auf seinem „Drahtesel“ unterwegs.

ITAR—TASS

Vermischtes

Archäologen fanden Urae-Kondom in Toiletenschachtel

Auf ein etwa 350 Jahre altes Kondom sind Archäologen bei Ausgrabungen in Düsseldorf gestoßen. Die Reste des „Ur-Verhütens“ aus dünner Haut hatten sich luftabgeschlossen in der noch feuchten Füllung eines Toiletenschachtels in der Altstadt erhalten. Dies berichtete in Köln der Archäologe Michael Gechter vom Rheinischen Amt für Bodendenkmalpflege.

Die bei der Suche nach Düsseldorf mittelalterlichem Siedlungskern zufällig entdeckten kleinen Haut-Fetzen von mehreren Quadratzentimetern Größe gehörten zu den ältesten Kondom-Funden, sagte Gechter. Das Kondom sei entweder aus Schafsdarm oder aus einer Fischblase hergestellt worden. Zunächst be man bei dem Fund aber Würstchen getippt.

Vermutlich ist der „Pariser“ laut Gechter einst einem reich Kaufmann zu Diensten gewesen, denn in der Kloake befand sich neben Elfenbein-Bruchteilen von Schmuck und einer „Unmasse von gelblich“ auch ein holländisches Goldgulden von 1639: „dem Scheißhaus zu verdammt“, daß heißt, daß die Bewohner wasser auf Tasche hatten.“ Nach schätzung des Archäologen ist der Verhüter weniger zum Schutz vor Geschlechtskrankheiten, sondern eher „unter dem Aspekt der Familienplanung“ zum Zuge gekommen.

Marilyn Monroe: zwei US-Journalisten leben Mordthese

Die alte These, Marilyn Monroe sei 1962 möglicherweise ermordet worden, wird jetzt von zwei US-Journalisten erneut belebt. In einem am 1. August erschienenen Buch, aus dem die Zeitschrift „TV-Movie“ in ihrer neuen Ausgabe einige Passagen vorab veröffentlicht, werden die Autoren Peter Brown und Patte Barham Indizien aus, die der Version vom Selbstmord des amerikanischen Filmstars angeblich widersprechen.

Nach der Befragung von 300 Zeitzeugen und der Auswertung von bisher unbekanntem Dokumenten bringen sie den Tod der Monroe in Verbindung mit deren Affären mit dem damaligen US-Präsidenten John F. Kennedy und dessen Bruder Robert. Das Buch „Marilyn — Das Ende, wie es wirklich war“ dokumentiert nach Anrufen der Zeitschrift auf der politischen Intrigen, in die der Star geraten sei, unter anderem auch die Vertuschungsversuche des CIA nach dem Tod am 5. August 1962.

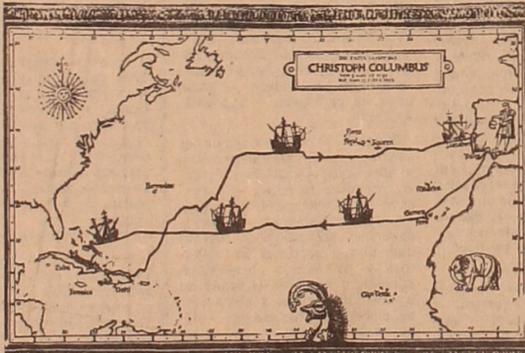
Saudiaraber wegen Vergewaltigung enthauptet

Ein Saudiaraber, der ein Dienstmädchen überfallen und vergewaltigt hatte, ist in der saudiarabischen Stadt Adha geköpft worden. Wie das Innenministerium in Riad mitteilte, war der betrunkene Mann in ein Haus eingestiegen und hatte die dort arbeitende Frau vergewaltigt. Als er dies einen Tag später erneut versuchte, wurde er festgenommen. Nach dem islamischen Recht der Scharia werden Mörder zum Tod durch Enthauptung verurteilt. dpa

Zum 500jährigen Jubiläum der Entdeckung Amerikas

Das Bordbuch des Christoph Columbus

Sonntag, den 18. September
Wir sind in den Einfluß eines Windes geraten, der, der Sonne folgend, beständig von Osten nach Westen weht. Es regnet nicht mehr, und der Himmel ist strahlendblau wie der Frühlingshimmel über Andalusien. Dazu diese wohlthuende Wärme! Am Morgen dachte ich, daß nur der Gesang der Nachtigallen fehlte, um glaubhaft zu machen, daß wir uns einem Paradies näherten. Wo ist das schreckliche wüste Meer der Junta dos Matematicos, wo sind die jedes Schiff zerschmetternden Stürme, von welchen Talavera und seine Gelehrten gefaselt haben?



Auf dem Wasser schwimmen da und dort Kräuter und Pflanzen, manche gelb und vergilbt, manche frisch und grün. Auf einer dieser Pflanzen sah ich sogar einen Frosch. Dies alles und auch die Thunfische, die in nächster Nähe der Schiffe spielen, ließen darauf schließen, daß wir bald auf Land stoßen werden. Auch die Mannschaft huldigt diesem Glauben und zeigt endlich fröhliche Gesichter. Auf der „Nina“ wurde sogar gesungen.

Jetzt bin ich der einzige, der nicht daran glaubt. Denn wir haben noch viel zu wenig Wasser hinter uns gebracht. Das östliche Ende Asiens ist auf jeden Fall noch weit, aber vielleicht stoßen wir früher auf unbekannte Inseln.

Dienstag, den 18. September
Das Meer ist ruhig wie der Guadalquivir bei Sevilla. Die „Pinta“ segelt nun als erste. Pinzon will durchaus den Preis gewinnen, den die Königin für den aussesetzt hat, der als erster Land erblickt. Niemand gönnt ihm diesen Preis mehr als ich. Zwei Pelikane kamen auf die „Santa Maria“, und das läßt auch mich hoffen, daß wir bald eine Insel, vielleicht sogar eine ganze Inselgruppe sichten werden.

Donnerstag, den 20. September
Die See ist weiter so ruhig und glatt, daß viele Matrosen ins Wasser springen und neben den Schiffen herschwimmen. Einer von ihnen sah einen ganzen Schwarm von Goldbrassen. Pinzon glaubte, Land gesichtet zu haben, als wir jedoch näherkamen, zeigte es sich, daß ihm eine riesige Wolke einen Posen gespielt hatte. Die fröhlichen Mienen sind wieder verschwunden, denn irgendwer hat das Geräusch in Umlauf gebracht, hier wehe der Wind immer von Os-

ten nach Westen und deshalb sei eine Rückkehr nicht möglich.

Sonntag, den 23. September
Noch immer kein Land! Das Meer ist wieder dicht von grünen Pflanzen und Kräutern bedeckt, manchmal sogar so dicht, daß die Schiffe nur mühsam vorwärtskommen. Die Mannschaft murrte wieder, und die tollsten Mutmaßungen sprangen von Eisener — in dem Pflanzenmeer stecken bleiben: das Meer werde immer seichter und wir würden bald auf tückische Riffe stoßen; wir wären wohl in der Nähe von Inseln gewesen, hätten diese aber verfehlt und segelten nun in eine Gegend, in der es überhaupt keine Winde gebe; die Schiffe würden bald verfaulen und auseinanderfallen.

Das alles ist es nicht, was die Mannschaft beunruhigt. Wir sind zu lange von zu Hause fort, und nichts ist für eine Truppe gefährlicher als Ungeduld und Müdigkeit. Aber ich bin außerstande, aus dem Nichts einen Feind hervorzuzaubern, mit dem sie ihre Kräfte messen könnten. Der einzige Feind für sie — bin ich.

Mittwoch, den 26. September
Die Lage wird immer bedrohlicher. Peralonso Nino überbrachte mir die Bedenken und Befürchtungen der Mannschaft: Die Vorräte würden bald zu Ende gehen; die Schiffe seien zu schwach für diese weite Fahrt, und ich solle daran denken, daß wir den schon zurückgelegten Weg ein zweites Mal — auf der Heimfahrt — zurücklegen müßten; das Land, das wir suchten, gebe es gar nicht. Auch die Gelehrten hätten diese Meinung geäußert. Nino lächelte spöttisch, als ich ihm klarlegte, daß es meine feste Absicht sei, weiter nach We-

sten zu fahren. Er meinte, niemand werde widerlegen können, daß ich auf dem Deck ausgegittert und über Bord gefallen sei.

Freitag, den 28. September
Das ist offene Meuterei! Ein Matrose von der „Pinta“ kletterte während der Nacht auf die „Santa Maria“ und forderte Pedro Gutierrez auf, mich meines Amtes zu entheben und den Befehl zur Rückkehr zu geben. Gutierrez kam völlig verzweifelt zu mir und fragte mich, was er tun solle. In seinen Augen stand nackte Angst. Ich befahl, den Matrosen in Fußsolen zu legen, doch niemand führte den Befehl aus. Diego de Harana wurde tödlich angegriffen und kam gerade noch davon. Auf Schritt und Tritt, wohin immer ich mich begeben, folgen mir Matrosen. In ihren Augen steht Haß, und ich wäre ein Narr, würde ich bezweifeln, daß die Messer schon locker sitzen. Ich bin ein Gefangener auf meinem eigenen Schiff, und der Tag der Hinrichtung scheint nicht mehr fern zu sein.

Samstag, den 29. September
Heute nacht hörte ich von meiner Kajüte Stimme und das leise Tapp-Tapp von Schritten. Verstehen konnte ich nicht, was gesprochen wurde, aber das brauchte ich nicht. Auch so wußte ich, was die Männer draußen berieten. Einer klopfte schließlich an meine Tür. Ich tat, als schliefe ich. Wieder begann die Beratung. Abermals Klopfen, diesmal ungestüm. Daß sie es nicht wagten, einfach einzudringen, gab mir Mut. Ich begann laut zu beten. Zuerst Stille, die ihre Überraschung widerspiegelte. Dann fluchte einer. Ich wußte, daß sie noch zögerten, und betete laut weiter. Schließlich schlichen sie davon.

Mittwoch, den 3. Oktober
Auch Chachu wird von mir eine seidene Jacke erhalten. Er hat jedem, der es hören wollte, und auch jenen, die es nicht hören wollten, erzählt, ich hätte ihm eine Karte gezeigt, auf der ich täglich unsere Position eintrage, und aus dieser Karte sei deutlich zu ersehen, daß nur noch 150 Meilen zwischen uns und unserem Ziel lägen. Dies behielt ich für mich, weil ich die 10 000 Maravedis selber verdienen wollte, erzählte Chachu ferner, und ich hätte ihm auch strengstes Stillschweigen auferlegt.

Kaum daß sie abgezogen waren, kam Sanchez de Segovia zu mir. Er bat mich händeringend, den Befehl zur Rückkehr zu geben. Sie würden uns alle ins Meer werfen, meinte er. Ich riet ihm die beste Medizin gegen Angst: das Gebet. Sicher hält mich nun auch er für einen weltfremden Narren.

Am Morgen konnte ich die „Pinta“ nicht mehr sehen. Hat sie die Heimfahrt angetreten? Ich weiß es nicht. Doch das weiß ich sicher: daß wir Asien erreichen werden. Gott wird mich nicht verlassen.

Montag, den 1. Oktober
Am frühen Morgen entlud sich ein heftiges Gewitter. Etwa eine Stunde lang wurde der Himmel von grellen Blitzen entzweigelt, und eine wahre Sturzflut ergoß sich über uns. Seltsamerweise blieb die See ruhig. Und kaum, daß das letzte Grollen des Donners verklungen war, lachte uns schon wieder ein blauer Himmel zu. Wir sahen Delphine und fliegende Fische, von welchen zwei auf Verdeck niederfielen. Ich habe vor, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Chachum unser Bootsmann, der mir treu ergeben ist und fest an den Erfolg glaubt, wird mir helfen. Vielleicht kann ich mich so retten. Denn es ist nicht sicher, ob die Auführer das nächste Mal wieder klopfen und sich von meinem Gebet in die Flucht schlagen lassen werden.

Die „Pinta“ ist doch nicht heimgekehrt. Sie segelt weit vor uns. Alonso Pinzon hat also die Hoffnung nicht aufgegeben und glaubt, er werde die zehntausend Maravedis verdienen, welche das Herrscherpaar dem versprochen hat, der als erster Land sichtet. Mir wäre es lieber, wenn einer von der Mannschaft diesen Lohn erhielte. Ich ließ ausrufen, daß ich bereit sei, dem Verkäufer dieser frohen Botschaft eine seidene Jacke zu schenken.

Sonntag, den 7. Oktober
Bunte kleine, nach Südwesten ziehende Vögel. Thunfische, die im ruhigen Meer spielen. Wir sahen einen Reiher, eine Ente und einen Pelikan, die dieselbe Richtung wie die anderen Vögel einhielten. Der Ast eines Dornbusches, der rote Früchte trug, schwamm im Wasser. Matrosen der „Pinta“ fischten ein Rohr aus den Wellen, das ohne Zweifel von Menschenhand bearbeitet worden war. Wohin ich blickte, sah ich lachende Gesichter.

Auch ich bezweifle nun nicht mehr, daß Land vor uns liegt. Die Vögel irren nicht — sie suchen Futter und Ruheplätze —, und ich denke auch daran, welchen Wert die portugiesischen Seefahrer dem Flug der Vögel beimessen. Mehr als einmal sind es Vögel gewesen, denen sie die

Schon eine Stunde, nachdem diese Fabel zur „Nina“ hinübergefahret war, schwamm Bartolomeo Garcla zu uns herüber und bat mich, ich möge ihm die Karte zeigen — er zwinkerte mir dabei mit den Augen zu —, die 10 000 Maravedis wert sei.

Man muß sich manchmal der Dummheit bedienen, um die Dummheit zu bekämpfen. Ich zeigte Garcla die erstbeste Karte, ein Geschenk Behalms. Auf ihr hatte ich rasch unsere Positionen eingetragen und eine große Insel eingezeichnet, von der wir nicht mehr weit entfernt waren.

Nun wird auch Garcla dafür sorgen, daß ich ein paar Nächte ruhig schlafen kann. Aber er wird von mir keine seidene Jacke erhalten.

Samstag, den 6. Oktober
Ein Kanonenschuß weckte mich heute früh. Ich stürzte aufs Deck und sah, daß auf dem Mast der „Nina“, die während der Nacht die Flagge mit dem grünen Kreuz im roten Felde wehte. Das verbairbete Zeichen! Land! Land!

Ein wildes Durcheinander entstand. Juan de la Cosa, der den Großmast erklettert wollte, wurde von zwei Matrosen zurückgerissen, die wie die Affen in die Höhe turtelten. Sie riefen mir aufgeregt gestikulierend zu, daß vor uns in südwestlicher Richtung Land liege, eine Insel, welche die Form eines Herzens bestze.

Land! Ich fragte mich, ob wir Cipango schon erreicht hätten. Ich glaubte nicht recht daran, aber es war auch nicht unmöglich. Doch selbst wenn wir nur auf eine unbekannte Insel gestoben wären, wollte ich zufrieden sein. Fester Boden unter den Füßen würde der Mannschaft neuen Mut einflößen.

Ich gab den Befehl, von der bisher eingehaltenen Fahrtrichtung abzuweichen und Kurs nach Südwesten zu nehmen.

Donnerstag, den 11. Oktober
Alles deutet darauf hin, daß wir auf Land zusteuern. Wieder haben wir frische Pflanzen gesichtet, dann grüne Fische, wie sie nur in der Nähe von Klippen leben, und einen Dornenweig, der Beeren trug und ohne Zweifel erst vor kurzem vom Stamm abgerissen worden war. Vielleicht haben mir die Auführer deshalb das Leben geschenkt, weil sie selber daran glauben, daß wir dem Ziel nahe sind. Als ich Chachu fragte, bekam ich zur Antwort, daß aber auch manche dies alles für Blendwerk des Teufels ansähen, der uns damit nur weiter von der Heimat fortlocken wolle.

Zwei Tage noch! Werden sie es wagen, mich in Ketten zu legen? Harana hat seine Kajüte in eine Festung verwandelt. Ich will lieber beten.

Freitag, den 12. Oktober
Zwei Tage noch! Werden sie es wagen, mich in Ketten zu legen? Harana hat seine Kajüte in eine Festung verwandelt. Ich will lieber beten.

Sonntag, den 14. Oktober
Zwei Tage noch! Werden sie es wagen, mich in Ketten zu legen? Harana hat seine Kajüte in eine Festung verwandelt. Ich will lieber beten.

Entdeckung einer Insel zu verdanken hatten.

Schon Cipango? Schon Asien? Ich werde heute nacht schlecht schlafen. Aber nicht der Auführer wegen...

Mittwoch, den 10. Oktober
Das Land war eine Wolke. Auf der „Pinta“ merkten sie zuerst, daß die herzförmige Insel in nichts zerfallen war, und von der „Nina“ sprang die Nachricht auf die „Santa Maria“ über. Gleich darauf war die Hölle los. Die Mannschaft drang geschlossen auf mich ein. Vom Deck der beiden anderen Schiffe, die angehalten hatten, sprangen die Matrosen ins Wasser, erkletterten unser Schiff und gesellten sich zu den Auführern. Quintero war unter ihnen. Er warf sich zum Sprecher auf. Er sprach nicht viel: „Rückkehr oder Euer Leben, Colonel!“

Ich weigerte mich, ihrem Wunsch nachzukommen. Ich hielt ihnen vor, daß sie sich nicht nur mir, sondern auch dem König und der Königin widersetzen. Ich nannte Pinzon einen Hochverräter. Wir kämpften verbissen mit Worten, und ich wartete darauf, daß sie den Kampf mit ihren Messern eröffnen würden. Denn allein war ich nicht. Chachu, de Harana, die beiden königlichen Beamten und der Dolmetsch standen neben mir, bereit, ihr Leben zu lassen.

Sie griffen nicht an. Mag sein, daß doch keiner von ihnen ein gemeiner Mörder ist, mag sein, daß sie sich den Strick errechneten. Aber sie gaben mir drei Tage Zeit, genau drei Tage. In drei Tagen wird Christobal Quintero Generalkapitän sein, wenn wir kein Land erreicht haben.

Ich habe gerechnet und gerechnet. Es ist nicht möglich, daß wir in drei Tagen vor der Küste Cipangos Anker werfen.

Freitag, den 12. Oktober
Zwei Tage noch! Werden sie es wagen, mich in Ketten zu legen? Harana hat seine Kajüte in eine Festung verwandelt. Ich will lieber beten.

Sonntag, den 14. Oktober
Zwei Tage noch! Werden sie es wagen, mich in Ketten zu legen? Harana hat seine Kajüte in eine Festung verwandelt. Ich will lieber beten.

Dienstag, den 18. Oktober
Zwei Tage noch! Werden sie es wagen, mich in Ketten zu legen? Harana hat seine Kajüte in eine Festung verwandelt. Ich will lieber beten.

(Fortsetzung, Anfang Nr. 37)

480044, Алма-Ата, пр. Жибен жолы, 50 4-й этаж

Vorzimmer des Chefredakteurs — 33-42-09; stellvertretende Chefredakteure — 33-92-9;

33-38-53; Redaktionssekretär 33-37-77; Politik, Wirtschaft und Soziales — 33-26-62; Nachrichten — 33-33-96; RUSSESCHE BEILAGE — 33-25-02; Außenpolitik — 33-34-37; Kultur — 33-25-02; Literatur — 33-38-80; Welt und Glauben, Jugend und Gesellschaft — 33-26-62; Frau und Familie, Umwelt und Gesundheit — 33-33-96; DAZ — chen — 33-33-96; Russische Beilage — 33-43-84; Briefe — 33-48-29; Korrektorenbüro — 33-92-84.

Учредитель: Кабинет Министров Республики Казахстан регистрационный № 483

«Доля Альгамбры» ИНДЕКС 65414

Газета отпечатана в типографии республиканского газетно-журнального издательства «Доля» 480044, г. Алма-Ата, пр. Ленина, 2/4

Газета отпечатана офсетным способом

Объем 6 печатных листов

М 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 П 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10

Заказ 12119